

progress

Magazin der
österreichischen
HochschülerInnenschaft
03/2012

www.progress-online.at

you gotta

fight

for your right

to longboard

Der Kampf gegen das Erstarren von Väterrechtlern und Antifeministen. **16**

Olympia-Vorbereitung der Wiener Judokas zwischen Tiefschlägen und Höhenflügen. **24**

Zeitzeuge Tree über die Stonewall-Riots 1969 und den Kampf gegen Homophobie. **12**

Die *Longboard Girls Crew* zeigt dir das Freiheitsgefühl auf dem Asphalt. **30**

Auf der Sparschiene

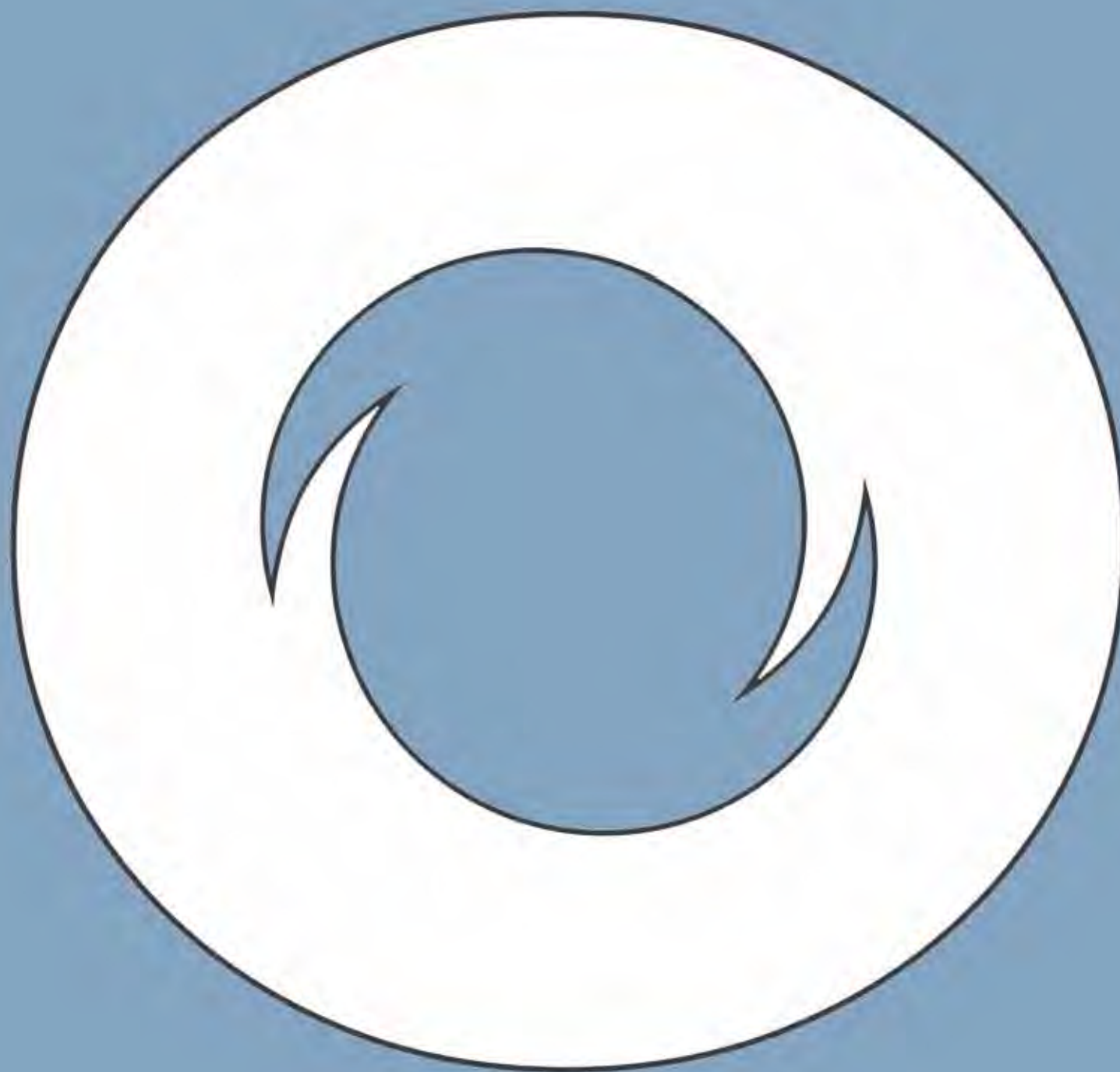
Kürzungen bringen Unis in die Bredouille

P.b.b. | Erscheinungsort Wien | Verlagspostamt 1040 | GZ02Z031545M | EURO, 73



Dossier: Schlag auf Schlag. Kampf, Sport und Selbstverteidigung

progress lesen heißt abonnieren.



Wer **progress** haben möchte, ist mit einem Abonnement gut bedient. Das kostenlose Abo sichert dir dein ganz eigenes Heft – frisch aus der Druckerei.

Mehr auf www.progress-online.at

Cover

Viele Hochschulen streichen aufgrund ihrer prekären finanziellen Lage Studienrichtungen oder können dringend notwendige Bauprojekte nicht entsprechend realisieren. Das Ergebnis des finanziellen Aushungerns durch die Regierung bekommen vor allem Studierende zu spüren – nach den drastischen Kürzungen der Familienbeihilfe leidet nun auch noch die Qualität und das Angebot der Studien selbst.

Bildung

08 REAKTIONÄRE REAKTIONEN. Die Zugangsbeschränkung an der MedUni Wien in Form des EMS-Tests benachteiligt Frauen. Das soll sich nun ändern.

09 PROTEST IN PROGRESS. Das Studium Internationale Entwicklung wird abgeschafft – ein Pro & Contra zu den lautstarken Protesten dagegen.

10 WIE WOHNST DU? Die Wohnsituation von vielen Studierenden sieht nicht immer rosig aus.

Politik

12 „WIR LANDETEN IM GEFÄNGNIS“. Das *Stonewall Inn* ist ein historisches Lokal für die Lesben und Schwulenbewegung. Sein Barkeeper Tree, selbst Zeitzeuge der Riots 1969, spricht über Fort- und Rückschritte in der Szene und der US-Politik.

14 DER WEG INS HAMSTERRAD. Mikrokredite treiben besonders viele Frauen in Abhängigkeit und finanziellen Ruin.

15 LERNT'S DEUTSCH! Die Sprachwissenschaftlerin Katharina Birzic hat 85 Prozent aller Wiener Volksschulkinder zu ihrem Sprachverhalten befragt. Eine Studie mit viel politischem Zündstoff.

16 „UM DIE RECHTE DER KINDER GEHT ES NICHT.“ Die österreichische Väterrechtsbewegung ist eng mit der FPÖ verknüpft und macht vielen Frauen das Leben zur Hölle.

18 SHORT BITES. Schnellinfos abseits des Mainstreams.

Dossier

Die Beliebtheit von Kampfsportarten steigt stetig. Frauen, die sich in dieser Männerdomäne einen festen Platz erkämpften, erzählen ihre Geschichte und geben Einblick in Alltag, Sport und Vereinsleben.

20 THOSE KIDS ARE FAST AS LIGHTNING. Eine Übersicht über die populärsten Kampfsportarten weltweit.

21 FÄUSTE BALLEIN. Nicole Trimmel hat beim Boxen Blut geleckt.

22 „EINFACH HINHAUEN KANN JA JEDER“ Mirneta und Mirnesa Becirovic wissen, wie man kontrolliert schlägt.

23 ÜBER STOLPERSTEINE HINWEG. Zwei Portraits von Ausnahmetalenten.

24 DIE FEMINISTIN AUF DER MATTE. Olympia-Hoffnung Hilde Drexler von den *Vienna Samurais* gibt Einblick in das Leben einer Judoka.

26 ACTIONHELDIN IM HINTERGRUND. Kein Kampfsport, aber trotzdem gefährlich: Cornelia Dworak arbeitet als Stuntfrau und ist damit eine von fünf in Österreich.

Feuilleton

28 DATEN ALS WAREN. Ein Computerspiel bringt den Handel mit persönlichen Daten auf den Punkt. progress hat das Online-Game getestet.

29 BLOSS KEINE RÜCKSCHRITTE! Die Musikerinnen Ira Atari und Sookee über Politik und Rap, Pop und Electro, Kings und Queens.

30 SURFEN AUF DER STRASSE. Wenn der Flex stimmt, dancen und sliden die Boarderinnen der *Longboard Girls Crew Vienna* auf der Donauinsel in Wien. Hier zeigen sie dir, wie's geht!

32 SODOM UND ANDORRA. Simon Sailer nimmt die Klassiker der NS-Literatur unter die kritische Lupe.

34 GRAFISCHER POSTNAZISMUS. Ein Gastkommentar von Stephan Grigat über das Fortwirken Österreichs NS-Vergangenheit in der Debatte um Martin Graf.

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser!

Noch immer haben wir alle Hände voll zu tun – auch nach unserer graphischen Rundumerneuerung und dem rauschenden progress-Relaunch-Fest im Wiener WUK am 17. Mai. Es geht eifrig weiter: Denn noch im Sommer wird unser neuer Online-Auftritt gelauncht. Auf *www.progress-online.at* wird euch dann eine eigenständige Redaktion mit dem Neuesten aus Bildung, Politik und Feuilleton versorgen.

Auf unseren ebenso aktuellen papierernen Seiten findet ihr diesmal einen gründlich recherchierten Bericht über die Umtriebe von Österreichs Antifeministen und Väterrechtlern, ein Interview mit einem Zeitzeugen der Stonewall-Riots sowie ein umfangreiches Dossier zum Thema Frauen im Kampfsport.

Und wenn ihr noch nicht genau wisst, was ihr in den Ferien unternehmen möchtet: Die *Longboard Girls Crew Vienna* zeigt euch auf den Seiten 30 bis 31 Tipps und Tricks für die ersten Gehversuche mit dem Longboard!

Viel Spaß und Spannung mit dieser Ausgabe und schöne Sommerferien,

eure Redaktion

Impressum

PROGRESS

Magazin der Österreichischen HochschülerInnenschaft

Ausgabe 03/2012

Erscheinungsmonat: Juni

Medieninhaberin: Österreichische HochschülerInnenschaft, Taubstummengasse 7–9, 1040 Wien

Chefinnenredaktion: Flora Eder, Vanessa Gaigg

RedakteurInnen dieser Ausgabe: R. Behde, C. Brandtner, F. Braun, M. Brüggemann, K. Dankl, J. Falkinger, B. Gitschtaler, S. Grigat, E. Grigori, S. Grössing, K. Hellwagner, P. Hense, R. Korunka, O. A. Kroisleitner, F. Mallmann, J. Marot, M. Müller, A. Obermüller, M. Poigner, S. Sailer, A. Salzer, G. Sattelberger, I. Schwarzenbacher, B. Wakolbinger, D. Wurnig

Cover-Foto: L. Berger

Dossier: Wenn nicht anders angegeben: C. Glanzl

Seite 7: L. Berger

Seite 11: J. Rauch

Seite 27: S. Griesser

Layout: T. Jenni, J. Kolda

Ein Strich durch die Rechnung

Eine verzweifelte Studierende bietet 300 Euro für einen Prüfungsplatz, indes wird die Ausbildung für Lehramtsstudierende an der TU Wien einfach gestrichen und aus 250.000 Euro kurzerhand „eine Hochschulmilliarde“ gezaubert. Kay-Michael Dankl und Oona Allegra Kroisleitner über das beschränkte Einmaleins der Kürzungen an Österreichs Unis.



Fotos: Lukas Berger

Österreichs Universitäten müssen Haare lassen: Zu spüren bekommen das am meisten die Studierenden.

Glas und Beton vermitteln Weitläufigkeit. Im Falle des *Unipark Nonntal*, dem neuen Campus der Uni Salzburg, jedoch wurde mit dem Neubau jahrzehntelang herrschende Platznot erneut einzementiert. Insgesamt 6000 Quadratmeter weniger Nutzfläche als eigentlich benötigt bietet das Unigelände – doch mehr kann sich die Uni nicht leisten: Bereits seit 2004 besteht ein realer Bedarf an 23.000 Quadratmeter, nur 17.000 sind es bei der Eröffnung zu Beginn dieses Jahres geworden. Dazu kommt: Bauvorhaben sind seit 1. April dieses Jahres nicht mehr von der Umsatzsteuer befreit. Die Kosten für Neubauten und Sanierungen steigen dadurch um 20 Prozent. Der Bauträger, im Regelfall die *Bundesimmobiliengesellschaft (BIG)*, wird diese Mehrkosten wohl

in Form von höheren Mieten auf die Unis abwälzen. Die Folgen des Sparzwangs bei Infrastrukturprojekten sind besonders weitreichend: Steht ein zu klein dimensioniertes Gebäude einmal, ist die Raumnot für Jahrzehnte in Beton gegossen. Und so stieß der Neubau der Uni Salzburg bereits im Februar an seine Grenzen: Wer eine von allen Lehramtsstudierenden benötigte Pädagogik-Prüfung ablegen wollte, stand vor Wartezeiten von bis zu drei Monaten. Eine verzweifelte Studentin bot ihren KollegInnen mehr als 300 Euro an, wenn diese ihr einen Prüfungsplatz überlassen würden.

Die chronische Unterfinanzierung der Universitäten ist ein Resultat des Zusammenspiels von Budgetkür-

zungen und wachsenden Anforderungen. Oft entgehen Kürzungen der Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit. So zehrt beispielsweise die Inflation jährlich an den Universitätsbudgets – medial wird sie jedoch kaum wahrgenommen. Das Gros der Preissteigerungen geht auf Personal-, Gebäude- und Beschaffungskosten zurück. Da die Inflationsabgeltung nicht automatisiert ist, muss sie bei den dreijährlichen Verhandlungen über die Leistungsvereinbarungen jedes Mal aufs Neue erkämpft werden. Erst die Ankündigung des Wissenschaftsministeriums 2010, die Universitätsbudgets von 2013 bis 2015 einfrieren und damit realen Kürzungen aussetzen zu wollen, rief breite Proteste von Seiten der Studierenden und Uni-Bediensteten hervor. Wird

die Preissteigerung der letzten Jahre berücksichtigt, bleibt von den als „Hochschulmilliarde“ getarnten 250 Millionen Euro, die den Unis ab 2012 pro Jahr „zusätzlich“ zur Verfügung stehen sollten, nicht viel übrig. Im besten Fall ermöglichen sie den Universitäten die Fortführung des Status quo – anderswo würde man ehrlicherweise von „Stagnation“ sprechen.

LEERE IN DER LEHRE. Die Technische Universität Wien hat sich durch die mangelnde staatliche Finanzierung in den Ruin gewirtschaftet: Sie steht vor Schulden in der Höhe von rund 20 Millionen Euro. Dieses Minus entstand vor allem durch dringend benötigte Anschaffungen und Renovierungen der Labore und Gebäude der TU Wien. Dem Defizit muss jetzt durch grobe Einsparungen vor allem im Bereich der Lehre entgegengewirkt werden. Aber nicht nur die TU Wien dürfte dieses Jahr mit einem Minus in der Bilanz abschließen, auch die Universität für Bodenkultur, die TU Graz und die Medizinunis in Wien und Innsbruck schaffen es trotz Einsparungsmaßnahmen nicht, mit ihren Budgets über die Runden zu kommen.

Für das Wissenschaftsministerium gibt es nur einen Weg aus der Unimisere: das endgültige Aus für den freien Hochschulzugang. Seit Jahren werden Studiengebühren zur Aufbesserung des Unibudgets gefordert. Noch findet Wissenschaftsminister Karlheinz Töchterle im Nationalrat keine Mehrheit für diesen Plan. Folglich wird das Finden von Lösungen auf andere abgewälzt. Die mangelnde staatliche Ausfinanzierung zwingt die Universitäten, selbst Maßnahmen zu ergreifen, die politischen Rahmenbedingungen bringen sie in die Bredouille, autonom mit ihren Problemen umzugehen. Und so nutzen die einzelnen Hochschulen jede gesetzlich mehr oder weniger gedeckte Möglichkeit, um Geld einzusparen oder anderswo zu lukrieren. Die Auswirkungen werden auf den Rücken der Studierenden abgeladen. So entschieden sich in den letzten Monaten acht Senate für die autonome Einhebung von Studiengebühren an ihren Universitäten.

Offene und versteckte Zugangsbeschränkungen sollen nach dem Kalkül des Wissenschaftsministeriums die Studierendenzahlen klein halten: Die seit

Winter bestehenden Studieneingangs- und Orientierungsphasen dienen hauptsächlich dazu, Studierende schon am Anfang des Studiums „rauszuprüfen“. Die Unis können wiederum möglichst „billige“ Lehrveranstaltungen – also jene ohne Prüfungsimmanenz – für alle anbieten. Bei den sogenannten „Massenfächern“ wie Medizin oder Psychologie hat die Regierung hingegen ganz offen, durch den Paragraphen 124b des Universitätsgesetzes, den Hochschulen das Instrument gegeben, per Senatsbeschluss den Zugang mittels Studienzulassungsprüfungen zu beschränken. Die TU Wien geht hier sogar noch einen Schritt weiter, sie plant die Studienrichtung Informatik, die nicht unter die Bestimmungen des sogenannten „Notfallparagraphen“ fällt, zahlenmäßig zu beschränken. Da die Kapazitäten von Seiten der Uni nicht mehr reichen, sollen nach bereits einem Monat Prüfungen abgehalten werden, durch die entschieden wird, ob das Studium fortgesetzt werden darf.

STREICHEN GANZER STUDIEN. Es gibt auch andere Methoden, um die Studierendenzahlen zu verringern und finanzielle wie personelle Ressourcen zu schonen: Die Abschaffung ganzer Studiengänge. So beschloss das Rektorat der TU Wien die Abschaffung ihrer Lehramtsstudien und erklärte Anfang Mai, „die Neuzulassung zu den Lehramtsstudien wird ab dem Wintersemester 2012/2013 ausgesetzt“. Die aktuellen Studien sollen auslaufen – einzig das Unterrichtsfach Darstellende Geometrie blieb von den Sparmaßnahmen verschont. Dieses wurde durch das „Alleinstellungsmerkmal“ an der TU Wien gerettet. Schließlich bildet sonst nur die Universität Graz LehrerInnen für dieses Fach aus.

Für die vier naturwissenschaftlichen Unterrichtsfächer Mathematik, Informatik, Chemie und Physik müssen die angehenden Studierenden in Zukunft auf andere Universitäten ausweichen. Die Universität Wien bietet sich durch ein ähnliches Lehrangebot am selben Standort an. „Die Wahlmöglichkeit zwischen den Unis war für mich sehr wichtig. Die Schwerpunktsetzungen an der Uni Wien und der TU sind ganz unterschiedlich“, beklagt eine Mathematik-Lehramtsstudentin der TU. „Dass die TU ihre Lehramtsstudien einspart, löst auch das allgemeine Problem der Unterfinanzierung nicht, es verlagert sich einfach auf andere Universitäten. Die Einspa-

rungen der TU werden dann eben das Betreuungsverhältnis und die Studiensituation an den anderen Unis verschlechtern“, meint sie weiter. Die ÖH der TU Wien hat bereits Proteste angekündigt, die ÖH Uni Wien spricht indes von dem erneuten „Plan des Wissenschaftsministeriums, die Universitäten gegeneinander auszuspielen“ und stellt sich auf die Seite der TU-Studierenden.

Währenddessen kämpft die größte österreichische Universität selbst mit ihrem Haushalt und greift zu ähnlichen Maßnahmen wie die TU. Den vorläufigen Höhepunkt der Sparschiene erreichte sie durch die Abschaffung eines sehr speziellen Studiums, erwartungsgemäß gegen das Aufbegehren der Studierenden. Internationale Entwicklung – ein Bachelorstudium, das sich seit seiner Einführung großer Beliebtheit erfreut – wird auslaufen. Neuin-skriptionen sind nicht mehr möglich, sehr zum Unmut der Studierenden. „Das Studium Internationale Entwicklung ist im internationalen Vergleich einzigartig. Es ist eine Schande, dass die Uni es abschaffen will“, erklärt eine IE-Studentin. Eine am Widerstand gegen das Rektorat beteiligte Aktivistin vermutet auch politische Überlegungen hinter der Abschaffung: „Die IE war immer ein sehr unbequemes und kritisches Studium – nicht nur von den Inhalten her, die gelehrt werden –, sie war auch Ausgangspunkt vieler Proteste gegen das Rektorat“.

MANCHE SIND GLEICHER. Nicht nur im Fall des IE-Studiums an der Uni Wien stellt sich die Frage, wie sich das Innenleben einer Universität durch die Unterfinanzierung verändert. Nur an den wenigsten Hochschulen bilden deren Angehörige eine gemeinsame Front gegen die Sparpolitik der Regierung. Die Kürzungen treffen diese schließlich nicht alle in gleichem Maße. Die konkreten Auswirkungen variieren stark nach Personengruppen, Dienstverhältnissen und Studiengängen. Ausschlaggebend für die Verteilung des gekürzten Budgets ist oft jene universitätspolitische Macht, die eine Interessensgruppe im Kampf um knapper werdende Ressourcen aufbieten kann. An der Universität Salzburg trat dieses Phänomen in der letzten Funktionsperiode des Rektorats deutlich zu Tage: „Offiziell wurden alle Fachbereiche aufgefordert, Mittel einzusparen und von allen Ausbaubestrebungen abzusehen, die nicht drittmittelfinanziert sind“, so eine Bedienstete



Immer mehr Unis trennen sich von ganzen Studienrichtungen. Die TU Wien strich alle Lehramtsstudien außer Darstellende Geometrie, die Uni Wien den BA Internationale Entwicklung.

der Naturwissenschaftlichen Fakultät. „In der Realität wurden aber hervorragend ausgestattete ‚Schwerpunkte‘ eingerichtet, interessanterweise in genau jenen Fächern, deren ProponentInnen selbst im Rektorat tätig waren.“

Die konflikträchtige Verwaltung der Unterfinanzierung spiegelt die universitären Machtverhältnisse nicht einfach wider – sie verändert sie auch. Jene Instanzen, die über die Verteilung von Geld, Personal und Infrastruktur entscheiden, werden aufgewertet. Das sind insbesondere die Rektorate sowie die Fachbereichs- und Fakultätsleitungen. Für die anderen Institutionen wird der potenzielle Entzug von Ressourcen als Reaktion auf unliebsames Handeln eine immer bedrohlichere Sanktionsmöglichkeit.

ENTSOLIDARISIERUNG DER UNIVERSITÄTEN.

Eine weitere Veränderung des universitären Innenlebens wiegt vielleicht sogar noch schwerer als die ungleiche Mittelverteilung und die Verschiebung der Machtgefüge: Die Verschärfung der Verteilungskonflikte führt zu einer fortschreitenden Ent-Solidarisierung unter den Uni-Angehörigen. Um sich selbst vor den Auswirkungen der Unterfinanzierung zu schützen, lassen sich die verschiedenen Gruppen von Seiten des Ministeriums und der Rektorate an der Uni gegeneinander ausspielen.

Heinrich Schmidinger, Rektor der Uni Salzburg und Vorsitzender der Universitätenkonferenz, versuchte im Mai, die Lehrenden im Senat zur Unterstützung autonomer Studiengebühren zu bewegen, indem er gebetsmühlenartig vorrechnete, wie viele Professu-

ren oder Post-Doc-Stellen im Fall einer Ablehnung gefährdet wären. Schmidinger hat sich damit endgültig vom Projekt eines gemeinsamen und solidarischen Auftretens der Universität gegenüber der Bundesregierung verabschiedet. Sogar nach der breiten Ablehnung seines Studiengebührenantrags durch den Senat verteidigte er das Ministerium und schob dem Senat die Schuld für den vermeintlich selbstschädigenden Beschluss zu. Es sind genau solche Handlungen, die die vorsätzliche Unterfinanzierung als Strategie zur Erpressung von Universitäten endgültig salonfähig machen.

Die AutorInnen studieren Geschichte und Politikwissenschaft an der Uni Salzburg sowie Jus an der Uni Wien.

BILDUNG

FHs abschaffen? Ja! Und auch nein.

Die oftmals vorgebrachte Kritik an Fachhochschulen läuft darauf hinaus, dass sie nicht wissenschaftlich bilden, sich den Anforderungen der Arbeitsmärkte unterwerfen, sie auf schnellen Studierendendurchlauf aus und ihre Entscheidungsstrukturen stark hierarchisch sind. An den FHs werden Studierende sowohl als Kund_innen als auch als Produkte behandelt, die es auf dem Markt zu positionieren gilt. Gleichzeitig wird die Studienplatz-Zahl als anhand arbeitsmarktlicher Bedürfnisse objektivierbar dargestellt. Ein früherer FH-Rektor bezeichnete das als „höheres Kaffeesudlesen“. Ebenso problematisch sind die hohe persönliche Abhängigkeit der Studierenden, die starren schulischen Strukturen, die in einer vorgeschriebenen Anwesenheitspflicht gipfeln, sowie die faktisch kaum vorhandenen akademischen Selbstverwaltungsmöglichkeiten (wie zum Beispiel Mitbestimmungsmöglichkeiten der Studierenden).

Das sind Probleme, die allesamt nicht der FH-Zieldefinition einer stärkeren Anwendungsorientierung immanent sind, aber oft als Kern des FH-Wesens verkannt werden. So wären gerade die Studien der Rechtswissenschaften und der Medizin prototypisch für FHs, werden aber dort nicht angeboten. Sollen die FHs daher abgeschafft werden? Wenn alle Hochschultypen beispielsweise in einen einheitlichen Hochschulraum transformiert werden, bitte gerne. Andernfalls greift die Kritik an den FHs zu kurz, und blendet parallellaufende Entwicklungen an den Universitäten aus.

Philipp Hense

Reaktionäre Reaktionen

Seit 2006 gibt es ihn – den EMS-Test als Zugangsbeschränkung zur MedUni Wien (MUW). Seither zeigen die Ergebnisse, dass Frauen bei dem Test schlechter abschneiden als Männer. Das soll sich jetzt ändern. Ein Kommentar von Mirijam Müller.

EMS – Die unendliche Geschichte. Im vergangenen März wurde bekannt, dass die Aufnahmeprüfung an der Medizinischen Universität Wien zukünftig anders ausgewertet werden soll. Zielsetzung ist, den Nachteil, den Frauen durch die Zusammensetzung des EMS-Tests haben, auszugleichen. Zugegebenermaßen eine etwas späte Reaktion, ist doch seit Jahren bekannt, dass die Chancen für Frauen, gute Testergebnisse zu erzielen, wesentlich geringer sind, als die von Männern. Bereits 2008 kam die Bildungspsychologin Christiane Spiel zu dem Schluss, dass die Unterschiede zwischen dem Prozentsatz jener Frauen, die sich zum Test angemeldet hatten und dem Anteil derer, die letztendlich gut genug waren, um einen Studienplatz zu bekommen, im EMS-Test System haben. Selbst der damalige Wissenschaftsminister Hahn bezeichnete die Ergebnisse der sogenannten Spiel-Studie als „Kritikpunkte mit ziemlicher Schwere“. Einige der Untertests, in die der EMS unterteilt wird, führen zu einer strukturellen Diskriminierung von Frauen. Die passiert aufgrund von unterschiedlicher Bildungssozialisation bereits in der Schule. Schließlich leistet ein Großteil der Männer vor Beginn des Studiums Präsenz- oder Zivildienst, während Frauen zwischen Matura und Testzeitpunkt nur wenige Tage zur intensiven Vorbereitung bleiben. Trotz dieser mittlerweile breit anerkannten Feststellung hat sich jahrelang nichts geändert.

KOMMT JETZT DIE WENDE? Nun gab die neuerannte Vizerektorin für Lehre und Forschung, Karin Gutiérrez-Lobos, die bereits seit mehreren Jahren auch zuständig für Gender und Diversity an der MUW ist, bekannt, dass die Auswertung des EMS geändert werden solle, um der strukturellen Diskriminierung von Frauen entgegenzuwirken. Der Erfinder des EMS behauptet, durch den Test nicht die Qualifikation als zukünftigeR ÄrztIn zu prüfen, sondern einzig den Studienerfolg vorauszusagen. Zumindest in Bezug auf die Ergebnisse der beiden Geschlechter eine Falschaussage. Denn obwohl Frauen beim Eingangstest schlechter abschneiden, sind sie bei fünf der sechs Prüfungen im Medizinstudium besser als die männlichen Studierenden. Es gilt als wissenschaftlicher Standard, dass Ergebnisse von psychologisch-kognitiven Tests wie dem EMS geschlechtsspezifisch ausgewertet werden, nichts anderes soll die neue Auswertung erreichen.

Anstatt von allen KandidatInnen einen gemeinsamen Mittelwert zu ermitteln, werden zukünftig für Frauen und Männer getrennt Mittelwerte evaluiert, was zu einem Ausgleich der unterschiedlichen Ergebnisse führen soll.

REAKTIONÄRE REAKTIONEN. Die Reaktionen ließen nicht lange auf sich warten. Erschreckend war vor allem der sofort ertönende Protest der ÖH an der MUW, die von der ÖVP-nahen Fraktion der *Aktionsgemeinschaft* an der Medizinuni, der ÖMU, dominiert wird. Diese ortete Diskriminierung von Männern, das Abstempeln von weiblichen Bewerberinnen als Quotenfrauen, wörtlich sprach sie sogar „vom Verschicken von Testpunkten an Frauen“. Die Folgen ließen nicht lange auf sich warten und Vorfälle im AKH, bei denen sich PatientInnen nicht mehr von Frauen behandeln lassen wollten, da sie ja nur aufgrund ihres Geschlechts durchs Studium gekommen wären, wurden bekannt. Die StudentInnenvertreterInnen an der MUW schweigen also jahrelang angesichts der Diskriminierung von Frauen durch das Testverfahren, kaum soll das geändert werden, wird aber zum Kampf gegen eine Schlechterstellung von Männern geblasen? Sogar ein Gutachten eines Professors, der selbst beim Gleichbehandlungsausschuss seiner Universität Beschwerde führte, weil eine Frau statt ihm Rektorin wurde, wurde von der lokalen ÖH herangeschafft, um gegen die Änderung vorzugehen. Laut Gutachten sei die Regelung gesetzeswidrig. Über die Gründe für diesen Aufstand kann nur gemutmaßt werden. Klar ist jedoch, dass der Kampf um Gleichbehandlung, egal in welchen Bereich, ob es um die Einführung von verpflichtenden Quoten, das Schließen der Lohnschiere, Schutzrechte für Frauen als Opfer von Gewalt oder eben die Auswertung eines EMS-Tests geht, immer ein harter und langwieriger Kampf gegen viele Widerstände unserer immer noch männerdominierten Gesellschaft war und ist.

POSITIVE DISKRIMINIERUNG ALS MITTEL.

Die neue Art der Auswertung des Medizintests ist keine klassische Form der positiven Diskriminierung. Dennoch stellt sich im Zuge der Debatte rund um das Thema die Frage der Zulässigkeit von positiver Diskriminierung als Mittel zur schnelleren Erlangung von

Gleichberechtigung. Es ist nicht einzusehen, dass Frauen weiterhin darauf warten sollen, bis Männer sich freiwillig dazu bereit erklären, einen Teil ihrer Macht an Frauen abzugeben. Wir sind über den Punkt hinaus, wo eine offensichtliche Diskriminierung von Frauen übersehen wird, dennoch prägen gerade versteckte und strukturelle Unterdrückungsmechanismen nach wie vor gesellschaftliche Teilbereiche und Situationen, wie zum Beispiel den Arbeitsmarkt. Auch in der Frage der Quoten musste sogar die dem konservativen Lager zuzurechnende EU-Kommissarin Viviane Reding einsehen, dass nur die verpflichtende Einführung Ergebnisse zeigen kann. Das EMS-Beispiel zeigt wie viele andere, wie viel Arbeit noch vor uns liegt. Es gilt, vor allem jungen Frauen möglichst früh aufzuzeigen, welchen Mechanismen unsere Gesellschaft nach wie vor unterliegt, damit wir uns gemeinsam stark machen können. Es bleibt zu hoffen, dass sich eine weitere Diskussion über die Vorgangsweise beim EMS-Test erübrigt, indem die leidliche Zugangsbeschränkung überhaupt aufgehoben wird, auch wenn dieses Ziel momentan unerreichbar scheint.

Die Autorin studiert Medizin an der Meduni Wien.

Protest in progress

Das Studium Internationale Entwicklung an der Uni Wien soll abgeschafft werden – die Studierenden und Lehrenden demonstrieren dagegen lautstark. Doch wie kritisch ist das Studium wirklich und wie unterstützenswert sind die Proteste? Im Pro und Contra gehen die Meinungen auseinander.

CONTRA: GOODBYE BONOKIDS

Die Universität Wien wird zum Wintersemester wohl auf einen neuen Bachelorjahrgang motivierter Internationale-Entwicklung-Studierender verzichten. Auch wenn dies leider einmal mehr Ausdruck von Sparmaßnahmen ist, und daher vor allem auf die gegenwärtige Krise des Kapitals verweist, kann der Einebnung des IE-Bachelorstudiums durchaus etwas abgewonnen werden. So steht doch gerade das IE-Studium für das menschliche Antlitz des grüngewaschenen Kapitalismus: Für einen hübschen Entschuldigungsbrief der Ersten Welt gen Süden, der im Endeffekt aber doch nichts anderes ist als die Freikarte für eine weitere Rundfahrt auf realkapitalistischer Safari.

Da derartige Freikarten aber schlechterdings von eingefleischten Liberalen auszustellen sind, sind es vor allem interventionistische Linke und jungschargestählte KatholikInnen, die sich der globalen Sozialarbeit verschreiben wollen. Geeint darin, im missionarischen Eifer auszuziehen, um für die unmündigen Menschen des Südens die Welt zur Gerechtigkeit zu reformieren. Eine Reformierung freilich, die ganz im Geiste der einstigen Missionare, die bekanntlich mit Glasperlen die Welt beglückten, mit dem schönen Schein die elenden Verhältnisse zum Glitzern bringen will. Eigentlich kann man dies noble Anliegen ja auch niemandem verübeln. Denkt man an die ursprüngliche Akkumulation in Übersee, die Ausrottung und Versklavung von Zigtausenden zu Gunsten der europäischen KolonisatorInnen, erscheint der Wunsch, heute nicht mehr ganz so grobmotorisch durch die Welt zu stampfen, durchaus nachvollziehbar. Aber es wäre schon etwas gemein, den Studierenden hier schlechtes Gewissen oder gar bösen Willen zu unterstellen. Vielmehr muss man wohl davon ausgehen, dass sie wirklich selber glauben, was sie in den Medien zum Besten geben: Dass man im IE-Bachelorstudium mal so richtig querdenken, entwicklungspolitische Diskurse beeinflussen und der neoliberalen Bestie eins auswischen könne. So etwas kommt dabei heraus, wenn JungschargruppenleiterInnen ihr entwicklungspolitisches Engagement im Rahmen von Sternsingeraktionen entdecken. Und genau zu solch einem moralinsauren Blödsinn hat Oscar Wilde in *The Soul of Man under Socialism* schon alles Nötige gesagt: „Daher tritt man mit bewundernswerten, jedoch irreführenden Absichten sehr ernsthaft und sehr sentimental an die Aufgabe heran, die sichtbaren Übel zu heilen. Aber diese Heilmittel heilen die Krankheit nicht: sie verlängern sie bloß. In der Tat sind sie ein Teil der Krankheit selbst.“

Der Autor Fridolin Mallmann studiert Psychologie an der Uni Wien.

PRO: KRITIKSPEKTAKEL

Die hochschulpolitischen Proteste müssen mit laufender Kritik leben und diese verarbeiten. Das kann durchaus produktiv sein und Bewegungen vorantreiben. Dies gilt insbesondere, wenn Protestbewegungen einen lebendigen und emanzipatorischen Bildungsbegriff für sich in Anspruch nehmen. Wenn Kritik allerdings unbeiligt von außen zugerufen und nicht in die Proteste getragen wird, bleibt sie meist unproduktiv. Nicht selten lauten die Zurufe: Die Forderungen seien zu partikular, die Analyse nicht tiefgehend genug, die zugrundeliegenden Austausch- und damit Ausbeutungsverhältnisse würden nicht berücksichtigt oder der Bildungsbegriff sei oberflächlich. Diese Kritiken können teilweise berechtigt sein oder auch nicht. Oft gehen sie an den unmittelbaren Lebensrealitäten der Beteiligten, die sich in ihre eigenen Angelegenheiten einmischen, aber vorbei. Wenn etwa Beihilfen gekürzt, neue Zugangshürden zum Studium errichtet oder Studienrichtungen gestrichen werden, bedeutet das zunächst einen massiven Einschnitt in das Leben und Studieren der Betroffenen. Dass Protest dann direkt an diesen zündenden Themen entbrennt, ist wenig verwunderlich, ja sogar erforderlich. Auch aus strategischer Sicht ist es regelmäßig notwendig, einzelne Anliegen herauszugreifen, um eine Intervention stark machen zu können. Natürlich müssen die jeweiligen Forderungen laufend kritisch überprüft, kontextualisiert und die Wurzeln ihrer zugrundeliegenden Widersprüche freigelegt werden. Bildungsprotest ist eben auch ein Bildungsprozess. Die Kämpfe der Studierenden der Internationalen Entwicklung haben dies in den vergangenen Jahren recht eindrücklich bewiesen. Je nach Kalkül des Rektorats sollte das IE-Studium einmal ganz, dann wieder nur teilweise abgeschafft werden oder gar in ein Elitestudium umgewandelt werden. Um dagegen anzukämpfen, haben sich die Protestierenden der IE aber nicht nur auf Demonstrationen oder Besetzungen als Methoden beschränkt, sondern die Diskussion rund um den Protest in die eigenen Lehrveranstaltungen getragen und Workshops sowie Guest-Lectures organisiert.

Die Protestierenden selbst, das gilt nicht nur für jene der IE, gestalten den Widerstand oft entgegen der anhaltenden Tendenz der Verschulung universitärer Bildung. Die Proteste werden, ob der anhaltenden Debatten, weitergehen, so viel ist klar. Kritik, die sich dabei darauf beschränkt, von außen und unbeteiligt zuzurufen, wird weiterhin kaum dazu beitragen, die Proteste voranzutreiben. Aber sie wird eines bleiben: Spektakel.

Der Autor Georg Sattelberger studiert Internationale Entwicklung an der Uni Wien.



„Ich wohne im zweiten Bezirk in Wien. Mein Zimmer kostet 370 Euro monatlich. Meine Eltern helfen mir finanziell. Ich muss nicht arbeiten zu gehen.“

Christina Spiel, 23, studiert Wirtschaftsinformatik an der TU Wien.*



„Ich zahle 300 Euro pro Monat für mein Zimmer in einer Vierer-WG. Um über die Runden zu kommen, arbeite ich nebenbei als Kellner und als Assistent am FH-Institut.“

Julian Grumer, 25, studiert Medientechnik an der FH St.Pölten.



„Meine Miete, 300 Euro, wird von meinen Eltern bezahlt. Um die restlichen Kosten zu decken, arbeite ich geringfügig als Betreuungsperson in einem Kindervergnügungspark.“

Lisa-Laura Fuchs, 24, studiert Psychologie an der Uni Wien.

* Name von der Redaktion geändert
 Unifrage: Aaron Salzer
 Fotos: Alexander Gatter



„Da ich bei meinen Eltern in Wien wohne, bezahle ich keine Miete. Jedoch will ich bald einige Stunden pro Woche arbeiten, am liebsten etwas Kulturelles oder Soziales.“

Jennifer Gross, 19, studiert Theater-, Film- und Medienwissenschaften an der Uni Wien.



„Mein Zimmer im Wiener Bezirk Neubau kostet mich 250 Euro im Monat. Ich habe als Studienassistent gearbeitet und lebe nun von Ersparnissen und Unterstützung meiner Eltern.“

Simon Gansinger, 21, studiert Philosophie an der Uni Wien.

Service, das hilft!

Breitere Front für faire Praktika

Das Gütesiegel Praktikum, ein Projekt der ÖH – Bundesvertretung, hat Zuwachs bekommen: Die GPA-djp ist nun mit an Board! Neben der Arbeiterkammer und der Generation Praktikum kann sich die ÖH also über eine weitere kompetente Kooperationspartnerin freuen. Gemeinsam soll sich gegen besonders schlechte Arbeitsbedingungen für Studierende stark gemacht werden. „Studierende werden im Rahmen von Praktika trotz geklärter Rechtslage immer wieder als billige Arbeitskräfte ausgenutzt“, weiß Florian Hohenauer, Bundesvorsitzender der GPA-djp. Das Gütesiegel soll jedenfalls mehr sein als ein willkürliches Abzeichen,

das Firmen verliehen bekommen: Es soll euch als nützlicher Wegweiser dienen, der Praktikumsstellen mit hoher Qualität und rechtlichem Schutz ausweist. Praktika von ausgezeichneten Firmen werden außerdem auf der Job- und Wohnbörse Schwarzes Brett der ÖH bevorzugt gereiht – damit du die besten Stellen gleich auf den ersten Blick findest. Die positiven Rückmeldungen von Unternehmen lassen darauf schließen, dass das Projekt noch weiter ausgebaut werden kann – Interessierte Firmen können unter guetesiegel-praktikum@oeh.ac.at Bewerbungsunterlagen anfordern. (red)

Klage gegen „Studierendenheim“

Eine etwas ungewöhnliche Form der Gemeinnützigkeit betreibt der Chef einer Immobilienfirma: Er ist Chef des Vereins BSW – Bereitstellung von Studierendenwohnungen. Um die Kriterien als Studierendenheimbetreiber zu erfüllen, muss die Registrierung als gemeinnütziger Verein im Vereinsregister erfolgen. Die Österreichische HochschülerInnenschaft hat aufgrund der schiefen Optik nachgeprüft – formell werden die Kriterien erfüllt. Tatsächlich jedoch wird das „Heim“ gewinnbringend betrieben (es gilt die Unschuldsumutung). Ein Fall, mit dem das Sozialreferat der ÖH seit geraumer Zeit näher beschäftigt ist, behandelt ein

Haus in der Troststraße in Wien, einem ehemaligen Studiheim der WIHAST. Ebenjener Immobilienchef hat das Haus gekauft und vermietet es nun an Studierende – vermutlich zu hohen Mietpreisen. Vor kurzem kam es in besagtem Haus zu einem Einsatz der WEGA, da eine Bewohnerin von ihrem gewalttätigen Freund bedroht wurde. Am nächsten Tag wurde sie rausgeschmissen, mit der Begründung, sie „würde nur Probleme machen“. Sie hatte zwei Stunden Zeit, um zu packen. Die ÖH wird diesem Fall nun nachgehen – solltest du auch Probleme in deinem Wohnheim haben, melde dich unter sozialreferat@oeh.ac.at! (red)

POLITIK



Armut verboten

In Ungarn werden wohnungslose Menschen zunehmend kriminalisiert. Wer wiederholt beim Schlafen auf der Straße erwischt wird, riskiert, ins Gefängnis zu kommen. Nachdem im Juli 2011 in Ungarn bereits Zwangsarbeit für arbeitslose Menschen eingeführt wurde, trifft die Repression der rechtspopulistischen Fidesz-Regierung seit Anfang Dezember nun eine weitere Bevölkerungsgruppe, die nicht ins Bild der tüchtigen ungarischen Volksgemeinschaft passt. Wie die Berliner Wochenzeitung *Jungle World* berichtete, erklärt das ein am 1. Dezember letzten Jahres eingeführtes Gesetz Wohnungslosigkeit zur Ordnungswidrigkeit. Werden Wohnungslose innerhalb von sechs Monaten zweimal beim Übernachten auf der Straße erwischt, droht ihnen ein Bußgeld von umgerechnet 500 Euro. Wer das nicht bezahlen kann (und das dürften die allermeisten sein), muss eine Ersatzhaft im Gefängnis verbüßen. Außerdem wurde das Suchen nach Essbarem in Mistkübeln und das Anbetteln von AutolenkerInnen an Ampeln verboten.

In die Wege geleitet hat all das der Bezirksbürgermeister des achten Budapester Bezirks Máté Kocsis. Für den Fidesz-Politiker stellt sich die „Obdachlosenfrage“ ganz einfach dar: „Es sind nur polizeiliche Fragen. Wenn wir die Obdachlosen nicht verdrängen, verdrängen sie die Bürger aus dem achten Bezirk“, wie er der ungarischen Zeitung *Pester Lloyd* sagte. Ursprünglich wollte er das Gesetz mittels einer Volksabstimmung legitimieren, die aufgrund der niedrigen Beteiligung aber keinen Erfolg hatte. Nichtsdestotrotz wurde das Gesetz am Ende doch durchgesetzt – die scheindemokratische Maßnahme war also nur ein PR-Gag. Ministerpräsident Orbán, der erst kürzlich öffentliches Lob von Ex-Bundeskanzler Wolfgang Schäussel (ÖVP) erhielt, hat Kocsis schließlich für seine „Leistungen“ zum „Referenten für Obdachlosenfragen“ im Parlament gemacht und die Regelung vom Bezirk auf das ganze Land ausgeweitet. Angesichts der Tatsache, dass jede vierte wohnungslose Person in Ungarn Rom oder Romni ist, erscheint das Gesetz klar als antiziganistische Ansgabe. Diese reiht sich als weiteres Glied in eine Reihe von Maßnahmen der Fidesz-Regierung ein, welche die ohnehin ausgegrenzte Minderheit zunehmend aus dem Stadtbild und der öffentlichen Wahrnehmung entfernen, um das Bild eines ethnisch homogenen Volkskörpers zu erzeugen.

Felix Braun

„Wir landeten im Gefängnis“

Der Barkeeper des legendären *Stonewall Inn* in New York, Tree, ist stolz auf seinen Job. progress-Redakteurin Flora Eder erzählt der Zeitzeuge über die Riots, die im Jahr 1969 den Startschuss der modernen Schwulen- und Lesbenbewegung abgaben, Polizeirepression und Obamas Vorstoß in puncto gleichgeschlechtlicher Ehe.



Die Sonne ist an diesem Tag besonders stark. Tree besteht aber darauf, sich direkt unter sie und vor das Stonewall Inn zu setzen. „Die nächsten Tage soll es regnen“, sagt er. Für den mittlerweile 73jährigen Zeitzeugen der Stonewall Riots ist es nicht das erste Interview. Seine Biographie wurde auf CNN ausgestrahlt, und wenn der US-Präsident ankündigt, für gleichgeschlechtliche Ehe einzutreten, dann bitten US-Medien auch Tree um seine Einschätzungen und Kommentare. Das Gespräch muss immer wieder unterbrochen werden, weil Tree Leute begrüßt, die vorbeikommen. Auch ein alter Highschool-Freund, der ihn noch mit „Hi, Freddy!“ begrüßt. „Sonst nennen mich aber alle Tree“, sagt er.

progress: Was ist in der Nacht der Stonewall Riots geschehen, in der Nacht des 27. Juni 1969?

Tree: Aus persönlicher Sicht schien es vorerst eine Nacht wie jede andere: Wir sind in dem Lokal *Mamas Chicken Rib*, nicht weit weg von hier, als Gruppe abgehängt, und haben im *Stonewall Inn* vorbeigeschaut, um noch etwas zu trinken und zu tanzen. Betrunkene waren wir in dieser Nacht übrigens nicht – die Getränke waren nämlich stark mit Wasser verdünnt. Das heutige *Stonewall Inn* umfasst nur die damalige Tanzfläche – es war damals ungefähr doppelt so groß, und der Eingang und die Bar waren dort, wo sich heute der Maniküre-Salon befindet. Wir tanzten und als die Polizei das *Stonewall Inn* betrat, konnten wir also durch die andere Tür schnell flüchten.

Als die Polizei ins *Stonewall Inn* kam – was geschah da genau?

Die Polizei nahm etliche Menschen fest – darunter

Drag Queens und Lesben in Männerkleidung. Geschlechtsuntypische Kleidung zu tragen, war damals sogar ein Grund, ins Gefängnis zu wandern. Wenn du als Mann Frauenkleidung trugst, musstest du mindestens drei „männliche Erkennungsstücke“ mit dir mitbringen, sonst wurdest du verhaftet. Und vice versa war es für die Lesben. Die Polizei nahm auch den Kellner und die Inhaber fest. Als wir auf die Straße kamen, hat uns hier bereits eine kleine Menschenmenge von 30 Personen erwartet.

Um zu demonstrieren?

Ja, genau. Schnell wurden es 70, dann 150, dann 200, dann 700 Menschen. Zu guter Letzt haben sich über 1000 Menschen auf diesem Platz eingefunden. Die Türen der Bar wurden von außen verschlossen, Steine wurden geworfen. Einige schüttelten so lange an einem Parkzähler, bis sie ihn aus dem Gehsteig herausreißen konnten und nutzten ihn ebenfalls als Verschluss für die Türe. Aber die Polizei hätte sich ohnehin nicht mehr getraut, herauszukommen. Sie schrien um Hilfe, aber niemand im Grätzl unterstützte sie. Als dann Müll angezündet wurde, gingen die Riots los – und ich lief davon. So ging es Vielen. Viele hatten Angst, dass ihre Eltern in den Medien davon lesen würden, dass sie schwul oder lesbisch seien, und versteckten sich.

Wie ging es mit den Demonstrationen weiter?

Wir gingen zurück in unser Lokal um die Ecke und schworen einander, nicht zu sagen, dass wir beim *Stonewall Inn* gewesen waren. Glücklicherweise kam die Polizei nie ins *Mamas Chicken Rib*. Aber am darauffolgenden Tag war es schon in allen Zeitungen. Und aus dem sehr bekannten Frauengefängnis, das

sich gleich hier in der Nähe befand – hier war zum Beispiel Angela Davis gefangen – hörten wir von den Lesben immer wieder laute Rufe, die forderten, zurückzuschlagen und sich das nicht länger von der Polizei gefallen zu lassen. Permanent wurden uns von der Polizei Gesetzesüberschreitungen unterstellt, die wir niemals begangen hatten. Nur weil wir in einer Schwulenbar waren, landeten wir häufig im Gefängnis, so lange, bis jene RichterInnen, die darauf bestanden, ausreichend Schmiergeld erhielten, um uns wieder freizulassen.

Die Stonewall Riots waren der Startschuss für die moderne Schwulen- und Lesbenbewegung. Warum waren diese Proteste so erfolgreich?

Ich weiß nicht, warum ausgerechnet sie so erfolgreich waren. Ich kann mich erinnern, dass es mich verwunderte, wie schnell es ging, dass hier überall Regenbogenfahnen hingen und Proteste organisiert wurden. Bei einem der großen Protestmärsche gingen ich und meine Clique mit, aber nur auf der Seite. Ich bin so groß und hatte immer besondere Angst, sofort im Fernsehen erkannt zu werden. Wir wurden von den PassantInnen als Queers, Fags, Lesben und so weiter beschimpft, und glaubten auch, dass es mit diesen Demos dann wieder vorbei sein würde. Wir konnten ja nicht ahnen, dass es bis zu unserem Lebensende nicht mehr aufhören würde.

Wer waren die Menschen, die damals auf die Straße gingen?

Hauptsächlich waren es Männer, einige waren auch Heteros. Sie engagierten sich aber meist nur, um für andere Belange zu agitieren. Und wie bei jeder Demo waren auch bei uns welche, die sich nur mit

DAS STONEWALL INN

Das *Stonewall Inn* ist ein kleines Lokal in der New Yorker Christopher Street in Greenwich Village. Das Viertel bietet heute die Kulisse von Serien wie *Sex and the City*, die Mietpreise in der schicken und betont „gay friendly“ Gegend liegen bei rund 5000 Dollar für ein einfaches Appartement. In den 1960ern allerdings galt es als weniger schick und war eines der raren Schwulen- und Lesbenviertel der USA. Zu Beginn war die Razzia im *Stonewall Inn* in der Nacht vom 27. auf den 28. Juni 1969 noch eine der vielen Aktionen der damaligen Zeit, mit welchen die New Yorker Polizei das Leben und Feiern in den Schwulen- und Lesbenbars erschwerte.

Doch ebendiese Razzia sollte später als Startschuss für die moderne Homosexuellen-Befreiungsbewegung in die Geschichte eingehen: Denn die Polizei stieß erstmals auf vehementen Widerstand, der in mehrtägigen Straßenkämpfen gipfelte. Es war „die zu Boden fallende Haarnadel, die die ganze Welt hörte“, wie die *New York Mattachine* pathetisch in einem Rundbrief schrieb. Mit den Stonewall Riots setzte auch eine Veränderung des politischen Selbstbewusstseins der Lesben- und Schwulenbewegung ein: Nicht mehr das Buhlen um Gleichheit vor dem Gesetz und die Anerkennung der vorbildlichen schwulen und lesbischen StaatsbürgerInnen, die keiner spießigen Realität etwas anhaben wollten, stand nunmehr im Zentrum. Radikalere Gruppen hatten genug vom Werben um Akzeptanz und positionierten sich weiter links – sie kritisierten die Grundlagen der (nicht nur) homophoben Gesellschaft. Nicht die Gleichheit, sondern der heute auch vielfach als bürgerlicher Identitäts-Kitsch kritisierte Stolz, schwul oder lesbisch zu sein, wurde nun propagiert. Und dieser Stolz findet sich auch weiterhin in den Gay Prides und Regenbogenparaden wieder, die weltweit am *Christopher Street Day* oder Stonewall-Tag gefeiert werden. Das Stonewall Inn ist bis heute ein internationaler Bezugspunkt der Schwulen- und Lesbenbewegung und auch dieser Tage noch ein Sammelpunkt für den neuesten Klatsch und Tratsch der LGBT-Community in der Mitte Manhattans. (feder)



Auch die Regenbogenparade, die am 16. Juni in Wien stattfand, bezieht sich auf den Christopher Street Day damit auf die Stonewall Riots aus dem Jahr 1969.

Foto: Johanna Rauch

der Polizei anlegen wollten. Trotzdem waren es meist sehr ruhige Demos, an denen etliche Hippies und nette Menschen teilnahmen. Überwiegend waren die TeilnehmerInnen aber Menschen, die keine Familie in New York hatten oder die bereits geoutet waren. Auch ich habe meiner Mutter lange Zeit nicht gesagt, dass ich schwul bin: Sie wusste zwar, dass ich immer wieder in dieses Viertel kam, jedoch nicht, welche Bars ich hier besuchte. Als sie es eines Tages herausgefunden hatte, sagte sie nur: „Oh.“ Das war das Ende des Gesprächs.

Immerhin besser, als wenn sie sich empört hätte?
Nun ja. Mütter sind Mütter.

Gingen auch viele Lesben bei den Demos mit?
Natürlich. Außerdem haben wir uns immer gegenseitig als TanzpartnerInnen gebraucht, um nicht als homosexuell aufzufallen. Jedoch gab es auch jene Lesbenbars, in denen Männer nicht erlaubt waren. Mir hat besonders jene Lesbenbar gefallen, deren Besitzerin für gemischtes Publikum eintrat und sagte, dass Lesben und Schwule gemeinsam kämpfen sollten.

Was veränderte sich durch die Stonewall Riots unmittelbar?

Davor war alles top secret: Man musste an der Bar-tür klopfen, bevor man sich hineinschleichen konnte – und wenn du nicht wusstest, wo eine Bar war, hast du auch keine gefunden. Das hatte seinen Zweck, auch meine FreundInnen in Brooklyn hätten mich verprügelt, hätten sie gewusst, dass ich schwul bin.

Sind Sie stolz, damals dabei gewesen zu sein?

Natürlich bin ich stolz darauf. Aber immer, wenn sich wer bei mir bedanken möchte, weiß ich nicht, wie ich darauf reagieren soll. Wir konnten ja gar nicht ahnen, welche Dimensionen das annehmen würde. Heute gibt es auf der ganzen Welt Regenbogenfahnen – und sogar Lokale, die nach dem *Stonewall Inn* benannt werden. Erst kürzlich hat eines in Deutschland aufgemacht. Das Interesse an den Protesten und daran, was damals passiert ist, ist ungebrochen.

Auch von Seiten jüngerer Leute?

Viele von ihnen wissen gar nicht, was damals passiert ist. Deswegen gehe ich auch in die Schulen und unterrichte dort. Ich finde, das ist das Beste, das man gegen Homophobie machen kann. Mir ist auch wichtig, zu vermitteln, dass sie ihr Leben genießen sollen – und verhüten!

In den USA ist ja die Debatte über gleichgeschlechtliche Ehen voll im Gang. Wird Barack Obama damit Erfolg haben?

Ich denke, New York wird geschlossen hinter Obama stehen. Was mich jedoch schockiert, sind erste Umfragen, die zeigen, dass ein großer Teil der AfroamerikanerInnen und der spanischsprachigen Community gegen die gleichgeschlechtliche Ehe ist. Aber ich denke trotzdem, dass Obama auch die nächsten vier Jahre US-Präsident bleiben wird – und ich bin ihm sehr dankbar.

Wird sich das Leben von LGBT(Q?)-Personen dadurch wirklich so sehr ändern?

Nein – aber es wird Schritt für Schritt besser. Ein Kampf nach dem anderen, little by little.



Foto: Flora Eder

Der Weg ins Hamsterrad

Individualisierte Erfolgsgeschichten täuschen über die Kehrseite der Mikrokredite hinweg. Eine Kritik von Bernhard Gitschtaler.

Saima Muhammad hat es geschafft. Der jungen Frau, die mit ihrer Familie am Rande Lahores in Pakistan lebt, ist es mithilfe eines Mikrokreditprogrammes gelungen, „der Armut“ zu entfliehen. Damit zählt sie zu den seltenen tatsächlich belegten „Erfolgsgeschichten“ der Mikrofinanz. Das macht sie zu einer beliebten Werbefigur: Ihre Existenz soll beweisen, dass Mikrokredite gegen Armut helfen. Dabei macht selbst ihre „Erfolgsgeschichte“ die Tragödie rund um Mikrokredite sichtbar: Bis heute gibt es keine wissenschaftlichen Langzeitstudien, die untermauern, dass sie tatsächlich Armut bekämpfen. Und so wiederholt sich das Muster: Erfolgreiche Einzelbeispiele werden herangezogen, um über die fatalen Auswirkungen der Mikrokreditvergabe für hundert Millionen Menschen hinwegzutäuschen.

Von alledem weiß Saima aber nichts. Sie ist zu sehr damit beschäftigt, ihre Familie zu versorgen und allen Aufgaben nachzukommen, für die sie seit der Kreditaufnahme selbst verantwortlich ist. Bevor Saima in ein Mikrokreditprogramm eingestiegen ist und es im Gegensatz zum Großteil der Kreditnehmer*innen geschafft hat, damit ihre wirtschaftliche Lage zu verbessern, sah ihr Leben anders aus.

LETZTE CHANCE. Saima war entsprechend der Tradition für die häusliche Versorgung ihrer Familie zuständig. Ihr Mann war lange arbeitslos und ihr gegenüber gewalttätig, und dennoch war eine Flucht aus diesem Leben für Saima nicht möglich. Vielmehr machten alle Verwandten und Nachbar*innen sie für die schlechte Situation der Familie verantwortlich. Angesichts der aussichtslosen Lage fuhr sie einige Male auf den Markt, um ein paar Habseligkeiten zu verkaufen, um so an Geld für Nahrung zu gelangen. Infolgedessen wurde sie von den Nachbar*innen beschimpft, weil sie ohne Mann unterwegs war. Saimas Mühen lohnten sich nicht und so musste sie eine Tochter an ihre Schwägerin „abgeben“, weil sie selbst nicht mehr in der Lage war, diese zu versorgen. Von Seiten ihrer Angehörigen erntete

sie dafür weitere Demütigungen und Verachtung. Dass sie bisher keinen Sohn geboren hatte, machte sie zusätzlich unbeliebt und noch häufiger zur Zielscheibe von Gewalt. Die Schwiegermutter beschimpfte sie, ihr Mann und ihr Schwager schlugen sie regelmäßig. Als ihr Mann schließlich eine Zweitfrau nehmen wollte, rannte sie davon. Über Umwege landete Saima bei einer Institution, die Mikrokredite vergibt. Sie nahm einen dieser kleinen Kredite auf und kaufte damit Glasperlen und Stoff, um daraus Stickereien zu fertigen, die sie wiederum am Markt in Lahore verkaufte. Der Ertrag wurde in neue Stoffe und Glasperlen investiert. Mit der Zeit konnte sie so genügend Geld einnehmen, um die Schulden ihres Mannes zu bezahlen, das baufällige Häuschen zu renovieren, ihre Kinder zu versorgen, zur Schule zu schicken und sogar andere Frauen einzustellen, die jetzt für sie nähen.

BITTERER BEIGESCHMACK. Heute ist Saima eine Person, der Respekt gezollt wird. Alle in der Familie wissen, dass sie es ist, der sie ihren Wohlstand verdanken. Weder Nachbar*innen noch Verwandte beschimpfen sie heute. Einige leihen sich nun sogar Geld von ihr. Von einer Zweitfrau ist keine Rede mehr. Sogar die Schwiegermutter hat sich mit Saima abgefunden. Was ihren Mann betrifft, so meint Saima heute, dass sie gegenüber Schlägen eine „weitgehende Immunität“ genieße. Spätestens hier wird deutlich, auf welchem brüchigen und zweifelhaftem Fundament Saimas Anerkennung steht. Der Respekt und die Rechte, die ihr nun zugestanden werden, gelten nur, weil sie es als eine von Wenigen geschafft hat, ein erfolgreiches Geschäft zu etablieren – trotz aller Gewalt, Sexismen und Unterdrückungen. Die strukturellen und gesellschaftlichen Probleme, die den diversen Formen von Gewalt gegen Frauen zugrunde liegen, werden damit aber nicht geändert, ja nicht einmal in Frage gestellt. Heute ist der Wohlstand in Saimas Familie zwar größer geworden, die Arbeit, die Saima dafür alleine leisten muss, aber ebenso. Denn Mikrokredite ist der neoliberale Geist der

marktwirtschaftlichen „Selbstverantwortung“ inhärent. Was es aber bedeutet, wenn eine Person alleine den Haushalt führen, Kinder versorgen, einer Arbeit samt Buchhaltung nachkommen muss, selbst die medizinische Versorgung sowie Schulbildung samt Nachhilfe organisieren und bezahlen und dabei auch noch das Geld für Versicherungen und Vorsorge aufreiben muss, scheint die Befürworter*innen der Mikrofinanz nicht zu interessieren. Tatsächlich werden mit Mikrokrediten eigentlich öffentliche Verantwortlichkeiten in den Aufgabenbereich einzelner Personen gedrängt – Aufgaben, mit denen jedes Individuum, egal wo auf der Welt, alleine überfordert ist. Armut, so wird deutlich, ist aber mehr als die Abwesenheit von Geld und Finanzdienstleistungen. Mikrokredite hingegen achten nicht auf die vielseitigen tatsächlichen Bedürfnisse von Menschen. Strukturelle Missstände und die Wurzeln von Armut werden mit Mikrokrediten nicht bekämpft. Das Gegenteil ist leider der Fall.

Der Autor Bernhard Gitschtaler hat Internationale Politik an der Uni Wien studiert und sich im Rahmen seiner Diplomarbeit mit Mikrokrediten auseinandergesetzt. Ein darauf basierender, kürzerer Text von ihm ist online unter <http://kopfwerkstatt.wordpress.com/2012/03/04/kleine-kredite-groese-scheisse/> nachzulesen.

Die Geschichte von „Saima Muhammad“ ist in Kristof, Nicholas D.; WuDunn, Sheryl (2010): Die Hälfte des Himmels, C.H.Beck, München. nachzulesen.

Literatur- Filmtipps

- * Bateman, Milford (2011): *Why doesn't microfinance work? The destructive Rise of Local Neoliberalism*, Zedbooks, London, New York.
- * Karim, Lamia (2008): *Demystifying Micro-Credit, The Grameen Bank, NGOs, and Neoliberalism in Bangladesh*. In: *Cultural Dynamics* 20 (1), S. 5–29.
- * Klas, Gerhard (2011): *Die Mikrofinanz – Industrie, die große Illusion oder das Geschäft mit der Armut*, Assoziation A, Berlin/Hamburg.
- * Film: Tom Heinemann: *The Micro Dept*

Zur Info

GESCHICHTE DER MIKROKREDITE

*Das Konzept der Mikrokredite lässt sich bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen. Im deutschsprachigen Raum nutzte es Ende des 19. Jahrhunderts die Raiffeisen- und Volksbankenbewegung. Eine globale „Mikrokreditindustrie“ entwickelte sich aber erst in den späten 1980er-Jahren des 20. Jahrhunderts, als es einfacher wurde, Kapital von einem Ende der Welt zum anderen zu transferieren. Die vermeintlich „niedrigen“ Zinsen für die „kleinen Kredite“ betragen weltweit im Schnitt 40 Prozent per annum. Mikrokredite werden zu mehr als 80 Prozent an Frauen vergeben. Dabei wird die zumeist prekäre Lage vieler Frauen ausgenutzt, um sie unter Druck zu setzen und einzuschüchtern. Nur so werden die hohen Rückzahlungsquoten erreicht. Mikrokredite sind heute vor allem eines: ein gutes Geschäft. 2006 erhielt Yunus den Friedensnobelpreis für eine „Erfindung“, die dazu geführt hat, dass Millionen Menschen enteignet und zehntausende Kleinbäuer*innen von Mexiko bis Indien in den Selbstmord getrieben wurden, weil sie die Schulden für die Kredite nicht mehr zahlen konnten.*

Lernts Deutsch!

PROGRESS: 2008 haben Sie mit der quantitativen Erhebung ihrer Studie zu Sprachenvielfalt und sozialer Durchlässigkeit begonnen. Dabei nahmen 19.453 Kinder aus 234 Wiener Volksschulen teil – das entspricht 85 Prozent aller Volksschulkinder in Wien. Der zweite, qualitative Teil der Erhebung steht noch aus. Was kann man davon erwarten?

Katharina Brizic: Insgesamt haben rund 180 Familien und Kinder an der qualitativen Erhebung teilgenommen, die auch Teil der quantitativen Untersuchung waren. Das Tolle ist, dass die qualitativen Daten dieser Familien mit dem quantitativen Teil in Verbindung gebracht werden können, und wir so überprüfen können, wie weit überhaupt ein quantitatives Instrument, also der Fragebogen, die sprachliche Situation der Familie widerspiegelt. Denn wir wissen, dass bei einer quantitativen Erhebung stigmatisierte Sprachen wie zum Beispiel Kurdisch oder Romanes fast nicht vorkommen. Deswegen haben wir besonders viel Wert darauf gelegt. Theoretisch wird es für uns auch möglich sein, den Bildungserfolg der Kinder nachzuvollziehen – wer ist mit welcher Sprache in eine AHS, eine Hauptschule oder in eine Sonderschule gekommen.

Wie kann soziale Ungleichheit mit Sprache erfasst werden? Immerhin gab es keine Indikatoren wie Einkommen oder Jobs der Eltern.

Wir finden zum Beispiel eine Konzentration von SchülerInnen mit Kurdisch, Romanes und Türkisch in jenen Schulen, in denen wir keine Konzentration von französisch- und englischsprachigen Familien finden. Das trifft eine Aussage über die ethnische Schichtung im Bildungssystem. Die „Ethnie“ wird in Mitteleuropa auch nicht erhoben, und das mit gutem Grund. Wir müssen über die Sprachen gehen, wenn wir erfahren wollen, wie weit das Schulsystem die Kinder tatsächlich ethnisch schichtet. Die Durchmischung müsste schon längst stattfinden, wenn das Schulsystem sie begünstigen würde. Das tut es ja nicht, und das sagt uns die Sprache.

Was halten sie von Quoten für nicht-muttersprachlich deutsche Kinder an Schulen?

Erstens: Ich halte etwas von der Durchmischung, weil ein Kind lernt Sprache im Kontakt mit anderen Kindern am leichtesten. Kinder haben einen leichten Spracherwerb – sie müssten absichtlich daran gehindert werden, nicht zu lernen. Die zweite Frage ist: Wie stellen wir das her? Ich halte nichts davon, Kinder mit Bussen durch ganz Wien zu karren, weil sie ihre FreundInnen dann nicht in der Nähe haben, weil die Wege weit werden für die Kinder, und weil die Kinder eh schon belastet sind. Ein Mittel wäre, die Lebensbedingungen gleicher zu gestalten – zum Beispiel den Wohnungsmarkt und den Arbeitsmarkt –, das sind beides Faktoren, die das elterliche Einkommen und den finanziellen Spielraum bestimmen.

Was haben Sie über das Sprachverhalten der Kinder rausgefunden?

Erstauswunderlich war, wie wenige türkische Kinder wirklich nur Türkisch zu Hause sprechen. Mir war klar, dass es wenige sein würden, aber das Ausmaß hat mich überrascht. Kinder übernehmen immer das Deutsche, die Mehrheitssprache. Sprachen werden dann teilweise

Eine aktuelle Studie bringt brisante Ergebnisse über den Zusammenhang von Sprachenvielfalt und sozialer Durchlässigkeit in Schulen. progress traf sich mit Studienkoordinatorin Katharina Brizic.

sogar von der Kindergeneration aufgegeben, wenn sie wenig Prestige genießen. Das sieht man vor allem bei Kurdisch und Romanes. Bei Türkisch, Bosnisch – Kroatisch – Serbisch und Russisch ist das nicht so. Viel schwerer zu erfragen sind starke Sprachwechsel über die Generationengrenze hinweg.

Das bedeutet, die gesellschaftlichen Einflüsse bewegen die Kinder zur Aufgabe der Sprache?

Sprachwechsel ist ein ausgesprochen interessanter Indikator für soziale Ungleichheit. Ein Mensch, der gebildet ist und beispielsweise aus einer spanischen Familie kommt, würde nie auf die Idee kommen, dem Kind nicht Spanisch beizubringen. Das würde eher als Nachteil empfunden werden. Bei Romanes sagen die Menschen: „Wozu braucht das Kind das?“

Deutsch hat einen hohen Stellenwert. Muss man dann nicht die Integrationsdebatte neu starten, wenn, wie aus der Studie ersichtlich, 80 Prozent der Kinder gerne Deutsch sprechen?

Ja, man muss die Diskussion sicherlich neu starten – das ist das, was die Wissenschaft eh schon seit geraumer Zeit empfiehlt, und zwar auf mehreren Ebenen. Symptomatisch für unser Schulsystem ist, dass es die Kompetenzen nach Maßstäben einschätzt, die nicht dem gerecht werden, was diese Kinder tatsächlich können. Die können zwar zu Hause Türkisch reden, aber tatsächlich ist nach vier Jahren Schule ihre stärkste Sprache Deutsch. Gerade wenn es um das Schriftliche geht, können diese Kinder Deutsch am besten. Der Punkt ist, sie brauchen natürlich länger, wenn sie mehrere Sprachen erlernen. Würde man das Schulsystem

nicht ab den Zehn-Jährigen aufspalten, dann wäre da viel mehr Möglichkeit für die Kinder, aufzuholen. Aber letztendlich sind vier Jahre zu wenig, und ich spreche noch gar nicht von SeiteneinsteigerInnen, die erst mit zehn Jahren kommen. Diese Trennung wird schon österreichischen Kindern aus unterschiedlichen sozialen Schichten zum Verhängnis.

Eine Deutschpflicht in Schulen macht also keinen Sinn?

Nein. Es ist immer die Frage, was ich vermitteln will: „Wir reden jetzt alle Deutsch“ oder „Wir reden jedenfalls nicht das depperte Türkisch“. Es scheint so, als würde die wienweite Spracherhebung zeigen, dass die gesellschaftliche Stimmung bei den Kindern angekommen ist – „Lernts Deutsch!“.

Vor einiger Zeit wurde über die Matura auf Türkisch diskutiert.

Als würde sich die Zunge sofort verknoten, nur weil man Türkisch redet! Ich bin total dafür, meine Befürchtung ist nur, dass die Kinder, von denen wir hier reden, also die sozial Benachteiligten, niemals zur Matura kommen. Vorher wäre es besser, sich eine gemeinsame Schule für Sechs- bis 14-Jährige oder darüber hinaus zu überlegen. Man kann zwar die Matura anbieten, aber wer kommt dort hin?

Bei der Untersuchung wurde unterschieden, welche Sprache das Kind mit der Mutter und welche das Kind mit dem Vater spricht.

In der Realität besteht oft ein Unterschied. Das heißt, das Kind spricht zum Beispiel mit dem Vater beide Sprachen und mit der Mutter nur eine. Die Frauen sind auch jene, die auf Grund der meist kürzeren Bildungsdauer eher dazu neigen, die stigmatisierte Sprache weiterzuverwenden, während die Väter durch den Kontakt mit der Mehrheitsprache im Arbeitsleben die Sprache des Herkunftslandes ablegen. In den 1980er-Jahren gab es eine Untersuchung in Sardinien, weil die Mütter plötzlich nicht mehr Sardisch, sondern Italienisch sprachen. Diesen gesellschaftlichen Druck muss man sich erstmal vorstellen – wie stark der Wunsch nach sozialem Aufstieg ist.

Das Interview führten Vanessa Gaigg und Alexander Obermüller.

Foto: Maria Kux



„Um die Rechte der Kinder geht es nicht“

Die Väterrechtsbewegung hat in Österreich in den letzten Jahren massiv an Bedeutung gewonnen. Zu den Interessen der Väterrechtler zählt jedoch nicht nur das Wohl des Kindes. progress hat sich in der Väterrechtsszene umgeschaut.

Vergehen der gefährlichen Drohung, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Verbrechen der Verleumdung, Nötigung, Vergehen der beharrlichen Verfolgung. So lautet die Anklage gegen Herwig Baumgartner, vierfacher Vater und Leitfigur der österreichischen Väterrechtsbewegung. Seit Jahren führt er einen erbitterten Kampf um die Obsorge für seine Kinder. Vor allem aber führt er einen Kampf gegen die Justiz – und gegen seine Expartnerin. Das Resultat: Seine Exfrau muss für längere Zeit mit ihren Kindern in einem Frauenhaus Schutz suchen. Auch RichterInnen und GutachterInnen werden von Baumgartner bedroht, verleumdet und gestalkt. Besonders auf Frauen hat er es abgesehen: Eine Verurteilung wegen 21 Delikten als geistig abnormer Rechtsbrecher und vier Jahre Haft sind die Folgen für den 58-jährigen Akademiker. Baumgartner ist kein Einzelfall in der Väterrechtsbewegung. Viele der führenden Väterrechtler sind vorbestraft, Körperverletzung und gefährliche Drohung sind häufige Vergehen.

Anita Pirker* arbeitet für die Stadt Wien im Familienrechtsbereich und vertritt Kinder oder Elternteile in Pflegschaftsverfahren vor Gericht. Pirker erzählt von den Mitteln, mit denen radikale Väterrechtler arbeiten: „Wir hatten eine Klientin, eine Mutter, die hat sich mit ihren Kindern nicht mehr aus der Wohnung getraut. Die Väterrechtler sind immer vor ihr gegangen, neben ihr gegangen à la Big Brother is watching you.“ Stalking und Bedrohung sind nach Pirkers beruflicher Erfahrung keine Seltenheiten. Auch sie selbst wird bedroht, auf diversen Internetplattformen verleumdet und von Väterrechtlern zu Veranstaltungen verfolgt. Vor einigen Wochen gipfelte der Psychoterror in einer Morddrohung gegen Pirker. „Das war nicht ohne. Ich bin in kein Lokal mehr hineingegangen mit dem Rücken zum Fenster. Und ich bin kein ängstlicher Mensch.“

GENDERWAHN UND TRENNUNGSOPFER.

Internetplattformen spielen für die Vernetzung der Väterrechtsbewegung eine wichtige Rolle. Schnell verliert man den Überblick: *väter-ohne-rechte.at*, *humanesrecht.com* und *trennungsoffer.at* sind nur die bekanntesten Beispiele. Im von Herwig Baumgartner errichteten Forum *genderwahn.com* wird unter Synonymen wie *Frauenhausjäger*, *EureHeiligkeit*, *Volk* oder *Hades* gepostet. Unter der ursprünglichen Domain ist *Genderwahn* nicht mehr zu finden, da wiederholt strafrechtliche Tatbestände gesetzt wurden. Das

Forum wird jedoch unter *justiz-debakel.com* unverändert weitergeführt. Das Spektrum der Einträge reicht von antidemokratischen, faschistoiden Aussagen bis zu Drohungen, Verleumdungen und Diffamierungen verschiedener Personen. Gemeinsam ist den meisten Postings der unverblühte Hass auf Frauen.

Charakteristisch für die Väterrechtsbewegung ist die starke Vernetzung untereinander: Personelle Überschneidungen und Links auf Homepages führen sehr schnell zur FPÖ, zur *Männerpartei* oder zum rechtspopulistischen Onlinemagazin *Wien-Konkret*. Einige Plattformen machen keinen Hehl aus ihrer sexistischen, zum Teil rechtsextremen Ausrichtung, andere geben sich liberaler. Norbert Grabner ist Obmann des Vereins *Vaterverbot*, neben *Väter ohne Rechte* der zweite große Akteur in der österreichischen Väterrechtsszene. Er versucht sich als gemäßigter Vertreter von Väterrechten zu positionieren. Offizielle Kontakte zu radikalen Väterrechtlern wie Herwig Baumgartner streitet er ab, gesteht aber ein: „Das heißt nicht, dass ich deren Telefonnummern nicht habe.“ Und auch *Vaterverbot* kann keine glaubhaft liberale Position vermitteln. Auch hier wird pauschal gegen Frauen agitiert und männliche Gewalt verharmlost. Und wie bei allen anderen Väterrechtsvereinen geht es nicht vorrangig um das Wohl des Kindes, sondern vor allem um eines: Macht.

MACHT UND KONTROLLE. „Väterrechtler denken ausschließlich an ihre Rechte, um die Rechte der Kinder geht es dabei so gut wie gar nicht“, erzählt Maria Rösslhumer vom Verein *Autonome Österreichische Frauenhäuser*. Eine der Hauptforderungen der Väterrechtler ist das Recht des Kindes auf beide Elternteile. Aber auf die Frage, welche weiteren Kriterien für das Kindeswohl wichtig seien, ist Norbert Grabner von *Vaterverbot* vorerst ratlos: „Was das Kindeswohl ausmacht? Jetzt auf Rechte von Vätern bezogen?“, fragt er unsicher.

Auch Frauenministerin Gabriele Heinisch-Hosek sieht das Erlangen beziehungsweise den Erhalt von Kontrolle über Frauen sowie finanzielle Interessen als Hauptmotive der Väterrechtsbewegung. „Die Väterrechtsorganisationen zeichnen sich durchwegs durch antifeministische Inhalte aus“, kritisiert die Frauenministerin im Gespräch mit progress.

Viele Forderungen zielen auf die Einschränkung von

weiblicher Selbstbestimmung und auf Macht über Frauen ab. So will *Vaterverbot* Frauen die Möglichkeit nehmen mit ihren Kindern den Wohnort zu wechseln: Entweder dableiben oder die Kinder aufgeben. „Die Mutter kann gerne ans Ende der Welt ziehen, aber sie darf das Kind nicht aus dem Familienverbund reißen“, setzt sich Grabner gegen weibliche Selbstbestimmung ein.

Ein Kind brauche einen Vater, so eine der Kernbotschaften der Väterrechtsbewegung. Andreas Kemper, kritischer Männlichkeitsforscher aus Deutschland, hält die Argumentationen von Väterrechtlern für biologistisch: Biologische Vaterschaft werde idealisiert und über soziale Elternschaft gestellt. Pseudowissenschaftliche Ansätze, die behaupten, Kinder von Alleinerzieherinnen würden sehr viel wahrscheinlicher an ADHS leiden und wären einer größeren Selbstmordgefahr ausgesetzt, stützen diese Argumentation. In Medizin und Wissenschaft sind solche Behauptungen allerdings nicht anerkannt. Die Qualität des Kontaktes zum Vater wird dabei von Väterrechtlern vollkommen außer Acht gelassen. Anita Pirker erzählt von einem neunjährigen Mädchen, das länger als ein Jahr gegen ihren Willen gezwungen wurde, einmal monatlich ihren gewalttätigen Vater zu besuchen. Gewalt sei der häufigste Grund, warum Besuchsrechte verweigert würden. „Kinder brauchen eine fixe Bezugsperson, eine stabile. Wenn es zwei sind, umso besser. Aber prinzipiell können Kinder mit einer guten Bezugsperson, mit jemandem, der für sie da ist, gut leben“, sagt Pirker. Sie hält nichts von der Behauptung, Kinder würden in jedem Fall einen Vater brauchen, und kritisiert, dass Besuchsrechtsentscheide oft gegen das Wohl des Kindes getroffen würden.

UNTERHALT UND MÄNNERARMUT. Unterhaltszahlungen sind der Väterrechtsbewegung ein besonderer Dorn im Auge. Beim Durchstöbern diverser Foren entsteht das Gefühl, die Hauptbeschäftigung von Alleinerzieherinnen sei es, Männer bei jeder Gelegenheit finanziell auszunutzen und sich mit dem Unterhalt ein schönes Leben zu machen. So ist Norbert Grabner von *Vaterverbot* fest davon überzeugt, wesentlich mehr Väter würden aufgrund von Unterhaltszahlungen unter der Armutsgrenze leben als Mütter. Armutsstatistiken zeigen jedoch klar: Weibliche Alleinerzieherinnen sind die am stärksten von Armutsgefährdung betroffene Gruppe.



Illustration: Katharina Körner

In Väterrechtsforen wird oft debattiert, wie Unterhaltszahlungen umgangen werden können. Auch Grabner findet es in vielen Fällen gerechtfertigt, Unterhalt zu verweigern. Dass mit diesem Vorgehen nicht nur Frauen, sondern auch Kindern massiv geschadet wird, scheint dabei nebensächlich zu sein. Die Verweigerung von Alimenten und Unterhaltszahlungen bedeutet momentan für viele Frauen, Kinder und Jugendliche, am Existenzminimum zu leben. Warum dieser Missstand von Väterrechtlern nicht thematisiert wird? „Es gibt genug andere, die die Männer ankreiden, da müssen es wir nicht auch noch machen“, meint Grabner.

Väterrechtler wie Grabner sehen Männer selten bis nie im Unrecht. Rechte werden eingefordert – Pflichten werden jedoch nicht thematisiert. So fordern Väterrechtler auch erst zum Zeitpunkt der Trennung Väterrechte ein. „Ein Vater, der in einer aufrechten Beziehung lebt, hat überhaupt nicht das Bedürfnis, die Kinder regelmäßig zu Gesicht zu kriegen. Der kommt am Abend heim und seine Kinder sind jeden Tag bei ihm.“ Dieses Verständnis von Kinderbetreuung macht deutlich, dass Erziehungsarbeit in Österreich

immer noch fast zur Gänze von Frauen geleistet wird und Väterrechtler effektiv nichts an diesem Umstand ändern wollen. Für Grabner ist es dennoch unverständlich, dass in Pflegschaftsverfahren in den meisten Fällen Frauen die Obsorge zugesprochen wird. Männer hätten keine Chance, selbst wenn sie einer der knapp fünf Prozent der Väter seien, die in Karenz gehen. Dem widerspricht Anita Pirker, die aus ihrer alltäglichen Erfahrung etliche Fälle kennt, in denen Männern die Obsorge zugesprochen wurde. Es sei jedoch nicht verwunderlich, dass Frauen auch nach einer Trennung Hauptbezugsperson des Kindes bleiben sollen: „Tatsache ist, dass Frauen die meiste Erziehungsarbeit leisten.“

GEMEINSAMKEIT VERORDNEN? Politisches Lobbying steht neben der Koordination von Internetforen längst im Mittelpunkt der Arbeit der Väterrechtsbewegung. Dies wird besonders in der Debatte um die automatische gemeinsame Obsorge sichtbar. Sowohl in der Medienberichterstattung als auch im Gesetzwerdungsprozess wird Väterrechtlern große Aufmerksamkeit geschenkt, indem sie zum Beispiel von Justizministerin

Beatrix Karl in politische Entscheidungsprozesse miteinbezogen werden. Der wohl strittigste Punkt in der Debatte ist die Forderung nach einer gemeinsamen Obsorge nach Scheidungen, worin sich ÖVP und Väterrechtler einig sind. „Meine Position und die der ÖVP hat sich nicht geändert – die gemeinsame Obsorge soll der Regelfall sein“, stellt Karl auf Anfrage von progress klar. Bei der Forderung nach einer automatischen gemeinsamen Obsorge geht es um zehn Prozent der Scheidungen – sogenannte strittige Scheidungen, die nicht einvernehmlich gelöst werden können. Ein Grund, warum Frauenministerin Heinisch-Hosek eine Automatik ablehnt: „Eine automatische gemeinsame Obsorge lehne ich ab, weil die Pflege und Erziehung eines Kindes nur im guten Einvernehmen der Eltern vernünftig funktionieren kann.“ Vielerseits wird kritisiert, dass Gemeinsamkeit nicht verordnet werden könne – vor allem in strittigen Fällen, in denen ein massiver Konflikt zwischen Vater und Mutter besteht. Kinder würden so oft zum Spielball eben jener Konflikte.

Bei strittigen Scheidungen spielt nicht selten auch Gewalt eine Rolle. *Frauenhaus*-Vertreterin Rösslhuber kritisiert an der Forderung, „dass Gewalt an Frauen und an Kindern bereits bei der derzeitigen Regelung kaum berücksichtigt wird, bei einer gesetzlich festgelegten und automatischen Regelung wird die Situation nicht besser. Die gemeinsame Obsorge ist oft eine Verlängerung der Gewaltspirale“.

MÄNNER ALS OPFER VON GEWALT. Gewalt ist in der Väterrechtsbewegung ein viel diskutiertes Thema. Mit falschen Zahlen wird argumentiert, Männer seien hauptsächlich Opfer. *vaterverbot.at* behauptet 53 Prozent der familiären Gewalt gehe von Frauen aus. Rösslhuber zeichnet ein anderes Bild und nennt zum Beispiel den *Österreichischen Frauenbericht*, in dem häusliche Gewalt als männliches Phänomen dargestellt wird: „Männer werden auch Opfer von Gewalt, aber häufig durch andere Männer in der Öffentlichkeit, seltener im privaten und Familienbereich. Frauen und die Kinder sind die Hauptbetroffenen von Gewalt in der Familie.“ Durch die von den Väterrechtlern vorgenommene Umkehrung der Täter und Opfer wird männliche Gewalt gegen Frauen und Kinder von diesen vollkommen negiert.

Die Verharmlosung von Gewalt geht auch mit der Diffamierung und offenen Bekämpfung von Frauenhäusern einher. Häufig wird die Abschaffung von Frauenhäusern gefordert, noch häufiger werden Adressen von Frauenhäusern mitsamt Fotos und Lageplänen im Internet verbreitet. „Es kann fatale Folgen für Frauen und deren Kindern haben, wenn Gewalttäter die Adressen herausfinden, den Betroffenen auflauern und sie in Lebensgefahr bringen“, berichtet Rösslhuber.

Es stellt sich die Frage, wie die Verharmlosung von Gewalt und der Kampf gegen Gewaltschutzeinrichtungen mit dem Wohl des Kindes vereinbar sind. Möglicherweise würde Norbert Grabner die Frage stellen: „Jetzt auf Rechte von Vätern bezogen?“

Die Autorin Iris Schwarzenbacher studiert Politikwissenschaft an der Uni Wien.

* Name auf Wunsch der Interviewten geändert.

Foto: Gage Skidmore



US-WAHLKAMPF

Während sich US-Präsident Barack Obama Anfang Mai in einem Interview für die Homo-Ehe ausgesprochen hat, macht sein republikanischer Herausforderer und Multimillionär Romney keinen Hehl aus seiner ablehnenden Haltung. Nur kurze Zeit später werden durch die *Washington Post* biographische Details aus Romneys Highschoolzeit bekannt. Diese machen den heute 65-jährigen gläubigen Mormonen unter anderem für einen brutalen Übergriff auf einen (vermeintlich) homosexuellen Mitschüler verantwortlich. (rb)

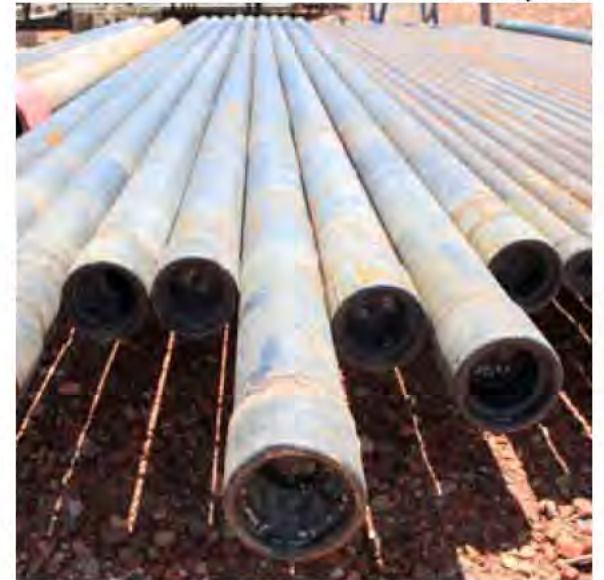
Foto: US Army



FRANZÖSISCHER ABZUG AUS AFGHANISTAN

Der neue französische Staatspräsident Hollande hat sein erstes Wahlkampfversprechen eingelöst. Bis zum Jahresende sollen geschätzte 3300 Mann die für Talibankämpfer neuralgische Provinz Kapisa verlassen. Sehr zum Ärger der NATO-PartnerInnen: Sie befürchten einen Zusammenbruch der Allianz und einen chaotischen Rückzug der beteiligten Länder. (rb)

Foto: Lindsey Gee



US-ÖLBOOM IN NORTH-DAKOTA

Im US-Bundesstaat North-Dakota, nahe der kanadischen Grenze, lagern ausgedehnte Ölfelder. Seit das umstrittene Verfahren „Hydro-Fracking“ etabliert ist, wird dort gebohrt. Rund 50.000 Zugezogene beteiligen sich mittlerweile an dem Geschäft, das die USA in acht Jahren wieder zur Öl-Exporteurin machen könnte. Die lokalen indigenen Gemeinschaften verdienen allerdings kaum am Boom. Viele haben angesichts ihrer Armut ihre Nutzungsrechte verkauft. Sie werden erneut Zeuginnen der Ausbeutung ihres Wohnorts. (rb)

Foto: picture alliance



UKRAINE: BESCHNEIDUNG DER MENSCHENRECHTE VON HOMOSEXUELLEN?

Nicht nur musste die erste Gay Pride in Kiew aufgrund massiver Gegendemonstrationen abgesagt werden – im ukrainischen Parlament wurde Ende Mai auch zum wiederholten Mal ein Gesetzesentwurf zur Diskussion gestellt, der eine Einschränkung „homosexueller Propaganda“ vorsieht. Wie *Amnesty International* und *ILGA-Europe* berichteten, würde dieser Entwurf Änderungen der Sittlichkeits- und Mediengesetze sowie des Strafgesetzbuches vorsehen, die zu einer Kriminalisierung von LGBT-Menschenrechtsarbeit führen würden. (poig)

Grafik: Piraten Partei Deutschland



SEXISMUS DER PIRATEN

Nachdem der deutschen *Piratenpartei* Antifeminismus und Sexismus vorgeworfen wurde, bildete sich dieses Jahr die Gruppe *Kegelclub*, die sich mit Genderfragen innerhalb der Partei beschäftigen soll. Wie *taz.de* berichtete, ergab eine parteiinterne Umfrage, dass Frauen online häufiger sogenannten „Shitstorms“ ausgeliefert seien. Ein Viertel der befragten Frauen gab an, Sexismus in der Partei erlebt zu haben. Der Blog <http://einzelfaelle.tumblr.com> dokumentiert solche Vorfälle. (poig)

Foto: Lukas Berger



EUROPAWEIT: PREKÄRE LAGE DER ROMA

Ende Mai erschien der aktuelle Jahresbericht von *Amnesty International*. Innerhalb Europas weist der Bericht unter anderem auf die schwierige Lage der Roma hin. Viele Gemeinschaften, unter anderem in Frankreich, Italien und Serbien, sind nach wie vor von Zwangsumsiedlungen betroffen. Der Bericht dokumentiert außerdem Diskriminierung und Gewalttaten in Ungarn, Bulgarien und Rumänien. In Deutschland wird auf die anhaltenden Abschiebungen von Roma in den Kosovo hingewiesen, wo ihnen Verfolgung und Diskriminierung drohen. (poig)



dossier

Schlag auf Schlag

Kampf, Sport und Selbstverteidigung

Those kids are fast as lightning

Jiu Jitsu

Jiu Jitsu war für die japanischen Samurai beim Verlust der Waffen eine alternative Methode der Selbstverteidigung. Die Herkunft des Jiu Jitsu ist aufgrund des Mythenreichtums schwer nachzuvollziehen. Das Leitprinzip „Siegen durch Nachgeben“ spiegelt sich in der Technik des Jiu Jitsu wider. Ziel ist nicht, möglichst viel Kraft aufzuwenden, sondern die Kraft des_r Gegner_in gegen ihn_sie selbst auszurichten. Die Schüler_innen, Kyu genannt, erlernen von dem_r Lehrer_in, genannt Dan, grundlegende Schlag-, Tritt-, Bein- sowie Falltechniken. Später kommen Würfe, Hebel- und Festlegetechniken hinzu. Eine Abwandlung, das brasilianische Jiu Jitsu, ist auch in den USA besonders bekannt. Durch Erich Rahn wurde Jiu Jitsu in Deutschland weit verbreitet und ist dort aufgrund seiner Initiative bereits seit Beginn des 20. Jahrhunderts in der Polizei- und Militärausbildung institutionalisiert.

Judo

Die Judoka, also die Judokämpfer_innen, beziehen ihre Kampfkunst aus dem Jiu Jitsu. Jigoro Kano begründete Judo in der Umbruchstimmung der 1880er-Jahre in Japan. Nach demselben Prinzip wie beim Jiu Jitsu werden keine Waffen verwendet – Judo dient zur Selbstverteidigung. Wie Jiu Jitsu fand auch Judo bald seinen Weg nach Deutschland. 1933 wurde Judo von den NationalsozialistInnen instrumentalisiert und war erst wieder 1948 nach einem Verbot durch die Alliierten erlaubt. Heute ist Judo der weitest verbreitete Kampfsport der Welt und wird in über 150 Ländern betrieben. Die im alten Kodokan-Judo verwendeten Waffen-, Tritt- und Schlagtechniken wurden im Judo entfernt, und machen diesen Kampfsport durch die Konzentration auf Würfe, Fall- und Bodentechniken auch für Kinder zugänglich. Trainiert wird wie im Jiu Jitsu im charakteristischen weißen Anzug, dem Keikogi. Die Graduierung der Judoka ist an der Farbe (Weiß bis Schwarz/Rot) des Gürtels, als Obi bekannt, erkennbar.

Capoeira

Capoeira hat seine Wurzeln in Brasilien. Während der Kolonialzeit entwickelten die aus Afrika verschleppten Sklav_innen Capoeira, um sich gegen Misshandlungen durch Sklavenhändler_innen zu wehren. Die Struktur dieser Kampfkunst geht von Kampfspielen und Tänzen der afrikanischen und indigenen Kultur aus. Die Symbiose aus afrikanischen Tänzen, Ringen und Jiu Jitsu erfordert eine enorme Ausdauer und Flexibilität. Die Capoeirist_innen kämpfen nach dem Malícia, demnach stellt der/die Capoeirista sich schwächer dar, als er_sie ist, um sich die Unwissenheit zum Vorteil zu machen. Ziel ist, den_die Gegner_in durch Angriffe abzulenken, um dann den eigentlichen Überraschungsangriff zu ermöglichen, weshalb Capoeira auch viele akrobatische Elemente umfasst. Heute ist Capoeira eher als Straßenkampfkunst zu verstehen und hat eine weltweite Verbreitung.

Krav Maga

Krav Maga ist kein Sport, sondern ein flexibles Selbstverteidigungssystem. Dieses ist besonders darauf ausgerichtet, unter Stress und Druck Gefahren zu erkennen, zu reagieren oder auch zu deeskalieren. Deshalb ist Krav Maga auch kein starres System, das erlernt wird. Vielmehr orientiert es sich an spontanen, intuitiven, individuellen Zügen. Das Prinzip, untrainierte Menschen innerhalb kürzester Zeit auf ein hohes Niveau der Selbstverteidigung zu bringen, liegt im Ursprung des Krav Maga. In Bukarest entwickelte Imrich Lichtenfeld in den 1930ern Krav Maga und lehrte seine Technik Juden und Jüdinnen, um sich vor antisemitischen Übergriffen zu schützen. Als Lichtenfeld nach der Gründung Israels 1948 Nahkampfausbilder der israelischen Armee wurde, hielt Krav Maga Einzug in die Nahkampfausbildung von SoldatInnen, PolizistInnen und Sicherheitskräften. In diesen Bereichen ist Krav Maga heute weltweit etabliert.

Boxen

Das Boxen geht auf den Faustkampf des antiken Griechenlands zurück. Das moderne Boxen fand seit dem 16. Jahrhundert ein Aufleben in England. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg strömten BoxerInnen aus England in die ganze Welt, jedoch fand der Boxsport in den USA seit Ende des 19. Jahrhunderts einen besonders fruchtbaren Boden. Während in England strenge Regeln gelten, wurden diese in den USA meist vernachlässigt. Charakteristische Gewichtsklassen wurden bereits 1867 vom Vater des modernen Amateurboxens, dem Marquess of Queensberry, ausgearbeitet. Gekämpft wird nur mit den Fäusten, als Treffer gilt alles über der Gürtellinie, nur bei Armen und Händen gilt der Angriff als blockiert. Eine Runde gilt als beendet, wenn eine_r der Boxer_innen k.o. geht. Der Boxsport ist umstritten und zugleich die populärste aller Kampfsportarten, auch aufgrund von Boxgrößen wie Muhammad Ali.

Kickboxen

Aus einer Kombination aus ostasiatischen und westlichen Kampfsportarten entstand Kickboxen, dessen erster Name All-Style-Karate war. Seinen Ursprung hat es in den USA in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als man verschiedene Kampfsportarten aneinander messen wollte. Wie bei Karate werden hier nicht nur die Fäuste verwendet, sondern auch die Beine. Schläge werden wie beim Boxen ausgeteilt. Und auch beim Kickboxen werden die Kämpfer_innen in Gewichtsklassen eingeteilt. Wie es bei ostasiatischen Kampfsportarten üblich ist, können Grade anhand von Gurten von Weiß bis Schwarz abgelegt werden. Die Konzentration des Trainings liegt bei Gelenkigkeit, Körperbeherrschung sowie Kondition, Reaktion und Kombinationsfähigkeit. Die Vernachlässigung der Regeleinhaltung und martialische Vereinsnamen handeln dem Kickboxen unter den Kampfsportarten einen vergleichsweise schlechten Ruf ein.

Quellen und Linkliste:

www.kampfsportarten.net
www.oetdv.at (Österreichischer Judoverband)
www.abadacapoeira.at

www.jjvoe.at
 (Jiu Jitsu Verband Österreich)
www.oetdv.at
 (Österreichischer Taekwondo Verband)
www.kravmagamaor.at

Die Autorin Marlene Brüggemann studiert Philosophie an der Uni Wien.

Fäuste ballen

**Vom Abspecken, Sich-Quälen und Entscheiden:
Hinter den Kulissen der Männerdomäne Boxen.**

Nicole Trimmel ist sehr nett. Das mag nichts Erstaunliches sein, an und für sich muss so etwas auch nicht in einer Zeitung stehen. Aber Nicole Trimmel ist Kickboxerin und Boxerin. Wer sieht, wie sie im Ring mit Fäusten und Füßen auf ihre Gegnerinnen einschlägt, könnte sie für eine ungemütliche Zeitgenossin halten. „Boxen ist ein Sport und hat nichts mit Raufen auf der Straße zu tun“, räumt der Präsident des *Österreichischen Boxverbandes* Roman Nader, jedoch mit Vorurteilen auf.

Nicole Trimmel ist eine zierliche Frau, der man auf den ersten Blick die vielen Welt- und Europameisterinnen-Titel im Kickboxen nicht ansieht. Kampfsport hat sie schon immer fasziniert und irgendwann ist sie mehr oder weniger zufällig beim Kickboxen gelandet. „Mein großes Glück war es, meinen ersten Kampf zu gewinnen. Obwohl ich gleich den nächsten Kampf verloren habe, überwog die positive Empfindung“, erinnert sie sich an ihre Anfänge im Jahr 1999. Im Kickboxen hat sie eigentlich alles erreicht, neue Ziele hat sie dennoch: „Mir geht es nicht nur ums Gewinnen, sondern auch um die technische Perfektion.“ Sie will noch sauberer, noch schneller, noch perfekter werden.

DER TRAUM VON OLYMPIA.

London 2012 war auch so ein Ziel. Ende letzten Jahres kam die Idee auf, die Qualifikation für die Olympischen Spiele in London zu versuchen. Denn im Gegensatz zum Kickboxen ist Frauen-Boxen 2012 (erstmalig) olympisch. Dafür musste Nicole Trimmel zunächst von 65 Kilo auf die olympische Klasse von 60 Kilo abspecken – gar nicht so einfach für eine Leistungssportlerin. Immerhin trainiert Nicole Trimmel sechs Tage die Woche jeweils drei bis vier Stunden.

Leider hat es bei den WeltmeisterInnenenschaften in China, dem einzigen Qualifikationsturnier für London 2012, für Österreichs beste Boxerin dennoch nicht geklappt. „Jetzt habe ich Blut geleckt“, sagt Trimmel selbstbewusst: „Das Boxen will ich trotzdem weiterverfolgen.“ Die Spiele in Rio de Janeiro 2016 sind die Perspektive.

Aber auch für das Kickboxen ist das Boxtraining hilfreich: „Durch das Boxen bekomme ich ein anderes Auge und werde unberechenbarer.“

FREIZEITSPORT BOXEN. „Ja“, antwortet Roman Nader auf die Frage, ob auch ich (27-jährig, Bierbauchansatz, mittelsportlich) noch mit dem Boxen anfangen könne. „Ein Jahr Training und dann – wenn Sie bereit sind, sich zu quälen – könnten Sie auch gegen gleichwertige Boxer kämpfen“, erklärt er. Denn die Qual gehöre zu jeder Sportart dazu: Am Sandsack, beim Sparring oder beim Pratzentraining powert man schnell aus. Auch im Freizeitbereich ist Boxen inzwischen stark vertreten: Seit 2008 gibt es ManagerInnenboxen, oder besser gesagt White Collar Boxing. Es ist ein ganzheitliches, intensives Training, das aufnahmefähiger und gelassener machen soll.

Boxen kann jeder oder jede, der oder die gesund ist. Was es laut Nader allerdings brauchte, um gut im Boxen zu werden, seien Charakter, Wille, Ausdauer, Geduld, Intelligenz, unterstützende Eltern und den oder die richtige TrainerIn. Die körperlichen Eigenschaften ergeben sich dann von selbst im Training. „Es ist kein harmloser Sport, aber Eltern brauchen sich keine Sorgen machen. Es wird sehr auf die Gesundheit geachtet“, erklärt Nader. Mit dem Klischee der dummen Boxer und Boxerinnen möchte er aufräumen: „Wenn ich 200 Kämpfe hinter mir habe, heißt das nicht, dass ich meinen Namen nicht mehr weiß“, sagt der Boxverbandspräsident. „Ganz im Gegenteil: Es ist eine hochgeistige Sportart. In einer Tausendstelsekunde muss ich entscheiden, wie schlage ich zu oder wie weiche ich aus.“

MEHR ALS EINE SPORTLERIN.

Und auch außerhalb des Rings sind Fähigkeiten gefragt. „Ich bin Sportlerin, Managerin, Projektbetreuerin, Organisatorin und Pressesprecherin in einer Person“, sagt Nicole Trimmel. Als Weltmeisterin ist sie in Österreich weit davon entfernt, von ihrem Sport leben zu können. Nicole Trimmel arbeitet 30 Stunden pro Woche im Sportreferat des Landes Burgenland. Etwas



unnett wird sie nur, wenn sie über die rot-weiß-rote Sportförderung spricht: „Der Unterschied in der Förderung zwischen olympischen und nicht-olympischen Sportlern ist zu groß. Die topverdienenden Sportler sollten nicht auch noch den Großteil abbekommen.“

Der Autor Dominik Wurnig hat Theater-, Film- und Medienwissenschaften an der Uni Wien studiert.

www.nicole-trimmel.at
www.managerboxen.at

Boxen in Film & Fernsehen

Fast immer ermöglicht Boxen in Filmen und TV den Aufstieg aus der Gosse. Auch *La Yuma* ist so ein Film, obwohl er ansonsten nicht den Klischees entspricht. Der erste Spielfilm seit 20 Jahren aus Nicaragua erzählt die Geschichte der 18-jährigen Yuma, die versucht, den Slums in Managua zu entkommen. Als sie sich in den Studenten Ernesto verliebt, zerstört ihr Umfeld das Glück. Nebenbei muss sie ihre Geschwister vor dem pädophilen Liebhaber der Mutter schützen. Gemeinsam mit ihrem strippenden Freund Yader und der Transgender-Person Cubana findet Yuma ihren Weg und den ersten richtigen Job – als Showboxerin in einem Zirkus. Dank der grandiosen LaiendarstellerInnen gibt der Film einen ungekünstelten Einblick in das komplizierte Leben in Managua. Auch im Oscar-prämierten Film *Million Dollar Baby* von Clint Eastwood will Maggie Fitzgerald durchs Boxen den Makel „Trash“ loswerden. Der pathetische Film erzählt vom kometenhaften Aufstieg der Boxerin und, nach einem schweren Boxunfall, ihrem Wunsch, zu sterben. Auch in der komplexen und hochgelobten Serie *The Wire* soll Boxen das Leben verbessern: Im Boxclub in Baltimore bauen die Kids Aggressionen ab und bleiben dem Drogenhandel auf der Straße fern.

(wurn)

www.hbo.com/the-wire
www.trigon-film.ch/de/movies/Yuma



Foto: Alexander Gotter

„Einfach hinhalten kann ja jeder“

Kontrolle statt pure Brutalität: Mirneta und Mirnesa Becirovic trainieren Jiu Jitsu, den „sanften“ Kampfsport aus Japan.

Lange blonde Haare, zu einem Pferdeschwanz gebunden, zierlich, etwa einen Meter fünfundsechzig groß, die Augen sorgfältig geschminkt, auf dem rechten Eckzahn ein silber funkelnender Schmuckstein – so sehen amtierende Vizeweltmeisterinnen in Jiu Jitsu aus. Seit ihrem siebten Lebensjahr praktizieren die eineiigen Zwillinge Mirneta und Mirnesa Becirovic Jiu Jitsu, die sanfte und nachgebende Kampfkunst aus Japan. „Wir sind mit dem Sport aufgewachsen, eigentlich können wir uns gar nicht an die Zeit vor Jiu Jitsu erinnern“, sagen die heute Zwanzigjährigen aus Pressbaum in Niederösterreich. Schon als kleine Kinder waren sie fasziniert vom Trainingsgewand der älteren Jiu Jitsuka, dem Gi. Mit dem sechsten Geburtstag war endlich die Altersgrenze für den Verein in Pressbaum erreicht, und seither trainieren die beiden fast

täglich. „Der Sport ist ein Teil von uns geworden“, erzählen Mirneta und Mirnesa, die sich zum Verwechseln ähnlich sehen.

Auch wegen ihrer Leidenschaft für den Kampfsport entschieden sich die beiden nach der HAK für eine Ausbildung in der Polizeischule. Dort haben sie die Möglichkeit, Jiu Jitsu in ihr tägliches Leben zu integrieren. Zwei Jahre länger dauert die Ausbildung, dafür ist ein tägliches Training von etwa drei Stunden möglich. „Natürlich müssen dazu die sportlichen und schulischen Leistungen passen“, nicken die Zwillinge. Und das tun sie in ihrem Fall: Den wichtigsten Wettkampf der Saison, das *Paris Open*, konnten die beiden für sich entscheiden. Jetzt trainieren sie für die WeltmeisterInnenschaft, die im November und Dezember in Wien stattfinden wird.

Beim Duo-Wettkampf treten die AthletInnen zu zweit an und liefern einen choreografierten Schaukampf – mit Tritten, Schlägen und Schreien. Bewertet werden Präzision, Technik, Timing und Auftreten. „Es sieht brutal aus und natürlich holt man sich den einen oder anderen blauen Fleck, aber wirklich verletzt haben wir uns glücklicherweise noch nie“, erklären die Niederösterreicherinnen. Einen kleinen Vorteil haben sie als Zwillinge vielleicht schon, geben sie zu: „Wir kennen und vertrauen uns einfach und sind richtig eingespielt. Wir haben eben von Anfang an miteinander trainiert.“ Bei Jiu Jitsu komme es auf die Kunst an, kontrolliert zu schlagen, sagen Mirneta und Mirnesa. Kampfsport müsse nicht brutal sein, das sei gar nicht notwendig. Es sei viel wichtiger, sich verteidigen zu können und die Kraft des Gegners gegen ihn

selbst zu verwenden. „Einfach nur hinhalten kann jeder.“ Den einen oder anderen schrägen Blick ernten die Zwillinge immer wieder, wenn sie von ihrem Sport erzählen. Blöde Kommentare wie „Uh, da muss ich ja gleich aufpassen“ inklusive. Für die beiden sind Frauen im Kampfsport dagegen selbstverständlich. Mit den teils schockierten Reaktionen gehen sie locker um: „Man sieht es uns vielleicht nicht an, aber der Sport gehört zu uns dazu. Wir nehmen den Schock aber keinem übel, genauso wie wir uns daran gewöhnt haben, ständig verwechselt zu werden“, lachen die beiden.

Die Autorin Barbara Wakolbinger studiert Journalismus und Medienmanagement an der Fachhochschule Wien.

Mehr Kick in die spanische Politik

Sonia Reyes Sáez ist ehemalige Olympionikin im Taekwondo

Den Olymp ihrer Karriere erreichte Sonia Reyes Sáez bereits in Athen bei den Olympischen Spielen von 2004. „Eine Olympiateilnahme ist nun mal der Traum jedes Sportlers“, erinnert sich Reyes, die seit ihrem zweiten Lebensjahr im zentralspanischen Guadalajara (Kastilien-La Mancha) lebt: „Noch dazu im Taekwondo, einem Sport, von dem ich lange nicht geglaubt habe, dass er je olympisch werden wird.“

Eine offizielle Disziplin ist der koreanische Kampfsport Taekwondo erst seit den Spielen in Sydney 2000 – Tae steht für die Handtechnik, Kwon für die Fußtechnik, und Do für den „Weg“ oder die „Kunst“. In Athen wurde Reyes als Favoritin gehandelt, errang aber nur den undankbaren vierten Platz – im Kampf um Bronze knapp geschlagen von der Mexikanerin Iridia Salazar Blanco. „Auf dem Niveau der Weltspitze kennt man seine Gegnerinnen gut, und ist auch von der Kraft her annähernd gleich stark. Um zu gewinnen, muss man psychisch überlegen sein“, weiß Reyes.

2008 war sie in Peking ein weiteres Mal bei den Sommerspielen, diesmal allerdings als Ersatz für das spanische Team. Wenig später beendete sie ihre aktive Karriere, um eine Familie zu gründen. „Spitzensport und eine Schwangerschaft, das geht nicht gleichzeitig“, sagt Reyes, heute Mutter der fünf Jahre alten Elena. „Das aktive SportlerInnenleben ist kurz“, so Reyes. Deshalb setzte sie ihre Karriere kurzerhand als Sportreporterin für einen Lokalsender sowie innerhalb der Sportpolitik fort. Zudem trainiert sie heute Kinder und Jugendliche im

Taekwondo. In den Kampfsport steckt sie nach wie vor „ihre ganze Leidenschaft“.

Als Sportsprecherin der sozialistischen Partei von Kastilien-La Mancha, eine der am stärksten verschuldeten Regionen Spaniens, kennt Reyes auch die Kehrseite der Medaille. „Es ist katastrophal. So machen sie den Sport kaputt“, kritisiert sie die aktuelle Sparpolitik, die der konservative Mariano Rajoy aus Madrid diktiert, und die auch ihr Ressort massiv betrifft. Nicht nur Karrieren von SpitzensportlerInnen seien gefährdet, klagt sie: „Viele sind durch die Kürzungen der SportlerInnen-Stipendien um bis zu 40 Prozent dazu gezwungen, aufzugeben.“ Sie müssten Arbeit suchen, was im Spanien der Krise keine leichte Angelegenheit ist.

Auch als Abgeordnete im Regionalparlament seien die Taekwondo-Grundsätze, wie Ye-Ui, Höflichkeit, Yom-Chi, die Integrität, und vor allem In-Nae, die Geduld, gefordert, so Reyes. „Meine mentale Stärke hilft mir in der Politik, wo eine dicke Haut gefragt ist“, erklärt sie, die selbst erfahren musste, dass die Grabenkämpfe der politischen Lager vor kaum einer Grenze halt machen. So wurde das öffentliche Schwimmbad in Reyes' Heimatstadt Guadalajara, das seit ihrer Olympiateilnahme ihren Namen getragen hatte, kurzerhand wieder umgetauft, nachdem die konservative Volkspartei das Bürgermeisteramt errungen hatte.

Der Autor Jan Marot ist freier Journalist und lebt in Granada.

www.soniareyessaez.com

Über Stolpersteine hinweg

Conchi Bellorín Naranjo ist Judoka und Spaniens Medaillenhoffnung für London 2012

Für die Sommerspiele in London zählt sie zu den wenigen, aber umso größeren Medaillenhoffnungen im spanischen Olympia-Team: Conchi Bellorín Naranjo, geboren 1980 in Badajóz in der Extremadura, der ärmsten und kargsten aller spanischen Provinzen im Südwesten der Iberischen Halbinsel. „Die Qualifikation für Olympia war sehr hart“, erzählt die Judoka: „Nicht nur, dass wir 40 Wettbewerbe in meiner Gewichtsklasse (Anm.: bis 57 Kilogramm) bestreiten. Ich hatte auch eine sehr starke direkte Rivalin um die Teilnahme.“ Bellorín gelang mit ihrer Qualifikation dennoch der Generationenwechsel im spanischen Judo-Team. Denn sie setzte sich gegen die aus Alicante stammende Isabel Fernández (*1972) durch, die keine geringere ist als die Olympiasiegerin von 2000 (Sydney) und Bronzemedailengewinnerin von 1996 (Atlanta).

„Jetzt, wo ich mich qualifiziert habe, will ich das bestmögliche Ergebnis schaffen“, sagt Bellorín. Trotzdem gibt sich Bellorín bescheiden: „Ein Olympisches Diplom macht sich auch gut an der Wohnzimmerwand.“ Gegen einige Weltmeisterinnen und Olympiasiegerinnen habe sie schon gewonnen.

Bellorín entstammt, wie sie sagt, „einer sehr sportaffinen Familie“. Mit zwölf Jahren entdeckte sie Judo für sich. Am meisten haben sie dessen Werte begeistert: „Ich habe dadurch gelernt, für die Möglichkeiten, die uns unser Leben bietet, zu kämpfen.“ Judo habe ihr auch das Selbstvertrauen gegeben, in einer Gesellschaft zu bestehen, in der Frauen in den langen Jahren der Franco-Diktatur (1939–1975) als Menschen zweiter Klasse betrachtet wurden.

Bellorín hegt große Sympathien für die spanische Jugend- und Protestbewegung des 15. Mai, die *indignados* (dt.: Empörten): „Seither hat sich Vieles in Spanien verändert. Es wird nichts mehr so sein, wie es früher

war.“ Bellorín beklagt an der Situation der spanischen Jugend nicht nur die Perspektivenlosigkeit: „Dass viele junge Menschen einzig und alleine im Nachtleben, bei Botellónes (Anm.: kollektives Betrinken im öffentlichen Raum), in Bars und Clubs ihren Ausgleich suchen, und nicht im Sport, macht es nicht besser.“

Was Bellorín nach ihrer aktiven Judoka-Karriere machen will, weiß sie nicht: „Um ehrlich zu sein, habe ich noch nicht daran gedacht.“ Sich für den Sport als Beruf zu entscheiden, sei eine sehr schwere Entscheidung gewesen. Seinerzeit musste sie ihr Arbeitsrecht-Studium abbrechen. Erst ein SportlerInnen-Stipendium und ein erster Sponsor gaben ihr schlussendlich eine gewisse finanzielle Sicherheit. „Ich musste neben dem Training und den Wettbewerben ab sechs Uhr morgens in einem Sportbedarfsgeschäft Preisetiketten kleben und noch in der Nacht kellnern.“ Denn leben konnte sie vom Judo nicht.

Wenn Bellorín nicht mit ihrem Hund „Itchy“ – benannt nach dem sadistischen blauen Zeichentrickmäuschen aus *Die Simpsons* – ausgedehnte Spaziergänge macht, trainiert sie hart, „zwischen drei und sechs Stunden jeden Tag“. Doch ihr Trainingsplan änderte sich im Schlusssprint auf Olympia deutlich: „Neben dem Krafttraining verwöhne ich mich jetzt. Ich gehe in den Spa und nehme Thermalbäder. Und ich absolviere mehr psychologische Trainingseinheiten.“ Auf London freut sie sich übrigens auch, weil sie dort ihre österreichische Freundin und Medaillenkongressantin Sabrina Filzmoser wiedertreffen wird: „Sie ist einfach großartig, menschlich wie sportlich.“

Der Autor Jan Marot ist freier Journalist und lebt in Granada.

Tipp: Die olympischen Judo-Kämpfe in der Gewichtsklasse (bis 57 Kilo) finden ab dem 30. Juli statt.

Die Feministin auf der Matte

progress besuchte das Training der *Vienna Samurais* und traf Judoka Hilde Drexler bei ihrer Vorbereitung auf Olympia.

Als wir an einem Dienstag kurz vor 19 Uhr zu den *café+co Vienna Samurais* kommen, hatten wir uns damit abgefunden, sie nicht zu treffen. Hilde Drexler, 29, eine von zwei österreichischen Olympiastarterinnen im Judo, trainiert zur Zeit in Linz. Dennoch wimmelt es beim Wettkampftraining ihres Vereins in Wien Leopoldstadt nur so von weiblichen Judotalenten, Valentina Schauer zum Beispiel, die vor kurzem Staatsmeisterin in der leichtesten Gewichtsklasse wurde.

Überraschenderweise taucht Hilde Drexler dann aber doch auf. „Das macht sie manchmal“, sagt eine grinsende junge Frau neben ihr und umarmt sie. Auf dem Weg in die Garderobe wird Hilde Drexler mindestens zwanzig weitere Male geherzt. Nach weiteren zehn Minuten hat auch sie es geschafft, sich ihren Kimono anzuziehen. Dann kann es endlich losgehen: Die Meister verneigen sich, die SchülerInnen verneigen sich. Das Training beginnt.

GEMEINSAM SIND WIR STÄRKER. Aus dem Japanischen kommend, bedeutet Judo wörtlich „der sanfte Weg“, zusammengesetzt aus dem Wort *ju*, das als „sanft“, „edel“ oder „vornehm“ übersetzt werden kann, und *do*, das „Weg bedeutet“. Die junge Frau, die Hilde Drexler zuvor als erste begrüßt hat, weiß das alles. Sie heißt Corina Korner und ist die Tochter von Leopold Korner, dem Vereinsobmann. Im Dōjō, der Trainingshalle, in der japanische Kampfkunst gelehrt wird, ist sie aufgewachsen. Heute ist die 25-Jährige selbst Trainerin und als eine von sechs Frauen unter 70 Männern Kampfrichterin in der Bundesliga.

„Da gibt's schon einige Machos“, sagt Korner, die sich den Respekt unter den Kollegen mit guten Leistungen erarbeiten musste. Während die Trainingsgruppe mit Judorollen aufwärmt, erzählt sie die Geschichte eines älteren Sportfunktionärs, der sie laut auslachte, als sie „ganz vorsichtig“ die Idee einer Damen-Bundesliga zur Sprache brachte, die es bis dato nicht gibt. Ein ungerechter Zustand, der

angesichts der internationalen Erfolge der österreichischen Judodamen verwundert und sich auch aus der Geschichte nicht auf den ersten Blick erschließt. In Wien sind die *Vienna Samurais* der einzige Klub mit einer Damenkampfmannschaft. Der Verein hat eine lange Tradition im Damenjudosport: 1958 erlangte Edith Feslinger als erste Österreicherin den Schwarzen Gürtel. 1963 schlossen sich die Wiener Damen zusammen und gründeten in der Pazmanitengasse 17 den ersten österreichischen Damen-Judoclub.

1984 und 1988 gewann der Wiener Peter Seisenbacher zweimal bei den Olympischen Spielen und löste einen Judoboom aus. In dieser Zeit schossen Vereine und Leistungsteams wie Pilze aus dem Boden, die meisten davon allerdings Männerteams, weil sich zu Beginn nicht viele Mädchen für den Sport interessierten. Auch bei den *Vienna Samurais* entstand in dieser Zeit eine Herrenmannschaft, die den Frauen Konkurrenz machte und diese mit ihren Erfolgen überholte. So formten sich die Strukturen, die Mädchen den Einstieg in den Sport erschwerten.

In den 1990er-Jahren, erinnert sich Corina Korner, sei sie oft das einzige Mädchen im Training im Verein gewesen. Dass aus einer zunächst nicht existierenden Gruppe binnen zehn Jahren dennoch eine große wurde, habe mit dem Engagement ihres Vaters zu tun und mit glücklichen Zufällen: Hilde Drexler war so ein glücklicher Zufall. Sie kam als Achtjährige zu den *Vienna Samurais*, weil ihre Mutter wollte, dass sie ihre überschüssigen Energien loswird. Als noch ein paar weitere weibliche Talente entdeckt wurden und sich erste Erfolge bei Turnieren einstellten, wechselten aus anderen Vereinen weitere starke Kämpferinnen zu den *Vienna Samurais*. Daraus ist mit der Zeit eine eingespielte Truppe aus Freundinnen entstanden, die zusammenhält und sich gegenseitig stärkt.

Das wichtigste Turnier der österreichischen Judodamen sind die nationalen Vereinsmeisterschaften. 2011

und 2012 haben die *Vienna Samurais* den Bewerb gewonnen und sich gegen die harte Konkurrenz aus Oberösterreich durchgesetzt. Oberösterreich ist das einzige Bundesland mit einer eigenen Landesliga und Heimat von Sabrina Filzmoser, der zweiten Olympiastarterin und österreichischen „Judo-Übermutter“.

TIEFSCHLÄGE UND AUFERSTEHUNGEN. Das Highlight jedes Trainings sind die Übungskämpfe, die *randori* genannt werden. Jeder kämpft mehrere Runden, Mädchen oder Burschen aus derselben Gewichtsklasse treten gegeneinander an, manche haben fixe TrainingspartnerInnen. Valentina Schauers fixe Trainingspartnerin ist Jacqueline Raab. Im März dieses Jahres wurden sie beide Staatsmeisterinnen. Vor einigen Wochen verletzte sich Letztere allerdings im Training schwer: Jacqueline Raab fiel unglücklich, ein anderer Kämpfer trat ihr aus Versehen in den Nacken. Diagnose Querschnittlähmung.

In einer Notoperation legten die Ärzte ihr Rückenmark wieder frei und erhöhten so die minimalen Chancen auf eine Genesung. Nach zwei Wochen auf der Intensivstation kann sie wieder erste Gehversuche machen. Valentina Schauer hat sie vor dem Training im Spital besucht. Sie macht sich noch immer Vorwürfe, weil sie genau an jenem Tag im Training fehlte, an dem der Unfall passierte. Ob sie ihre Trainingspartnerin wieder zurückgewinnen wird, ist für sie zweitrangig. Im Moment wünscht sie sich nur, dass ihre beste Freundin wieder ein normales Leben führen kann.

Als das Training zu Ende ist, sitzt Hilde Drexler schweißgebadet und an die Wand des Turnsaals gelehnt am Boden. Sie ist zufrieden, das Training sei wieder mal super gewesen, die Form stimme. Bis Olympia müsse sie nur in den Wettkämpfen noch lockerer werden. Jetzt sei sie im Wettkampf so verkrampt, dass sie die Leistungen aus dem Training bei Turnieren nicht abrufen könne. Um an ihrer mentalen Schwäche zu arbeiten, wird sie noch in einigen Weltcups antreten und mit auslän-



Judoka Hilde Drexler beim Training mit ihrem Verein Vienna Samurais im 2. Wiener Gemeindebezirk.

Foto: Steven Boehm

dischen Damennationalmannschaften trainieren. Reale Medaillenchancen habe sie keine, gibt sie sich zuerst bescheiden. Aber im Judo wisse man ja nie. Diese Unvorhersehbarkeit liebe sie an ihrem Sport, genauso wie die unendliche Vielfalt an Kampf- und Wurftechniken.

Sätze, die aus ihrem Mund selbstverständlich klingen, obwohl sie selbst durch Höhen und Tiefen gegangen ist. Vor sechs Jahren stand Drexler kurz vor dem Karriereende. Damals hatte sie gerade vier Jahre Pause hinter sich, zwei bedingt durch ein Burn-out, zwei weitere bedingt durch eine Knieverletzung. Die völlige Erschöpfung kam mit 18, als sie den Junioreuropameistertitel in der Tasche hatte und auf dem besten Weg zu einer internationalen Profikarriere war. Sehr ehrgeizig sei sie gewesen, sensibel auch. Es gab Probleme mit den Trainern, die ebenso ehrgeizig waren und sehr oft laut wurden. Trotzdem wollte sie neben dem harten Training noch Germanistik studieren. Und irgendwann wollte sie nie wieder Judo machen und nie wieder Leistungssportlerin sein. Drexler verschenkte alle ihre Kimonos, danach ging sie zwei Jahre nicht einmal laufen.

In der Philosophie des Judo gibt es eine Weisheit, die besagt, dass ein Judoka durch seine innere

Haltung niemals aufhört, Judo zu praktizieren, auch wenn er nicht im Dōjō ist. 2006 fühlte Drexler, dass für sie der Zeitpunkt gekommen war, in den Dōjō zurückzukehren. Damals begriff sie auch, dass sie als eine von wenigen in der privilegierten Position war, eine Sportart, die sie liebte, professionell ausüben zu können. Ihre Olympiaqualifikation durch einen siebten Platz und einen dritten Platz bei Weltmeisterschaften freut sie deshalb besonders. „Jeder Erfolg zählt jetzt doppelt“, sagt Drexler und lächelt entspannt.

FEMINISTISCHE MANIFESTE. An frauenfeindliche und abschätzige Bemerkungen hat sich Hilde Drexler im Laufe ihrer Karriere gewöhnt: „Sexismus im Sport ist nach wie vor allgegenwärtig. Jeder, der etwas anderes behauptet, lügt.“ Früher sei sie schon ausgerastet, wenn sich Sportkollegen am Frühstückstisch über fußballspielende Frauen lustig gemacht haben. Heute sieht sie die Dinge gelassener, meint, sie sei abgestumpft: „Es kostet einfach zu viel Energie. Wenn du immer zurückredest, machen sie dich doch noch mehr fertig.“ Von typischen Klischees, die Burschen kampsporttreibenden Mädchen unter die Nase reiben, kann Drexler ein Lied singen: Lesbisch, aggressiv und dominant seien lange Zeit die drei wichtigsten Eigenschaften gewesen, die Männer glaubten, bei ihr erkannt zu haben.

Um sich nicht mehr rechtfertigen zu müssen, hat sie irgendwann einfach nicht mehr erzählt, dass sie Sportlerin ist. „Dann haben sie mich halt gegoogelt und es wurde wieder nichts“, erzählt sie und kann heute darüber lachen. Mit Mädchen, sagt sie, habe sie nie Probleme gehabt: „Nicht einmal die geschminktesten Tussis haben mich je beleidigt. Im Gegenteil, eigentlich bewundern die mich immer.“ Darüber freut sich Drexler und wird dennoch zur Pessimistin, wenn sie an die Zukunft des österreichischen Damenjudosports denkt. Es brauche viel mehr tolerante, intelligente Männer im Judozirkus, die bereit sind, in der Frauenförderung mitzuarbeiten. Sonst werde es „normal“ bleiben, dass die Zuschauerränge bei Meisterschaften schon vor dem letzten Kampf leer sind, wenn der ein Frauenkampf ist. „Wo sind diese toleranten, intelligenten Männer?“, fragt sie sich und philosophiert über feministische Manifeste, die sie später schreiben will, wenn sie ihre Karriere beendet hat und „ganz sicher“ Germanistik studiert.

Rita Korunka studiert Politikwissenschaft in Wien.

Actionheldin im Hintergrund

Wenn Heldinnen fallen, Autos explodieren und sich erbitterte Gegnerinnen duellieren, ist sie zur Stelle. Cornelia Dworak arbeitet als Stuntfrau.

Stürze aus großer Höhe, rasante Autofahrten, Kampfduelle – was für manche außergewöhnliche Adrenalinkicks sind, ist für Cornelia Dworak Alltag. Die 31-Jährige arbeitet als Stuntfrau, in Österreich eine Seltenheit. Deshalb studierte Dworak auch Biologie mit Schwerpunkt auf Zoologie, die Stunts kamen nebenbei und schleichend. „Ich hab während des Studiums jemanden getroffen, der das gemacht hat und meinte: ‚Das wäre was für dich.‘ Zuerst habe ich mir gedacht: ‚Schwachsinn – gerade in Österreich. Und der gesamte Beruf ist ja irgendwie absurd‘“, erzählt die Stuntfrau.

Angefangen hat es mit einem Interesse für Tanz und Bühnenkampf, Kindertanz, Puppentheater und viel Sport. Trainings und Workshops auf der ganzen Welt folgten. 40 Stunden pro Woche in einem Büro zu sitzen, will und kann sich Dworak nicht vorstellen. Am Ende fiel die Entscheidung gegen die Biologie und für das Stuntgeschäft aus: „Ich hab mir gedacht, ich nehm das, was als erstes kommt. Und das waren die Stunts.“ Am Anfang noch bei einer Firma beschäftigt, ist Dworak seit 2009 selbstständige Stuntfrau – und damit in Österreich alleine auf weiter Flur. Denn die Stuntszene ist klein und Frauen sind eine Ausnahmeerscheinung. Die meisten Stuntfrauen üben andere Berufe aus und arbeiten nur hin und wieder für Film oder Bühne.

HELDINNEN? - FEHLANZEIGE! Dworak schätzt die Zahl der aktiven nebenberuflichen Stuntfrauen in Österreich auf rund fünf. Dass es nicht mehr sind, liegt vor allem daran, dass Frauen in Filmen immer noch seltener als Männer in Gefahr geraten. Sei es auf Bühnen oder im Film, kaum eine Frau prügelt sich, wird überfahren oder fällt die Treppe hinunter. Die starken Actionheldinnen finden sich überhaupt nur in Hollywood. „Ich habe viel mit allen möglichen Waffen gearbeitet“, sagt Dworak. „Aber wann kommt man als Frau schon mal dazu, das auf der Bühne auch zu machen?“, fragt sie. Deshalb hat die Stuntfrau ein breites Repertoire – vom Autofahren bis zum Bühnenkampf. Sie erarbeitet Kampfchoreografien und Anleitungen für SchauspielerInnen. Zwischendurch unterrichtet sie auch, macht Workshops und hält Stunden in einer Schauspielschule. Im Unterschied zu den USA gibt es für SpezialistInnen in Österreich allerdings wenig Platz. Neben dem Können kommt es auch auf die Statur an – für die Haarfarbe gibt es Perücken, aber die Körpergröße muss in etwa passen. „Ich kann zwar keine Ein-Meter-sechzig-Frauen doubeln, dafür bin ich auch schon für Burschen gefallen“, schmunzelt Dworak.

Auch wenn sich Frauen nur selten durch Filme prügeln, spielt der Kampf eine wichtige Rolle in Dworaks Alltag. Einige Jahre lang hat sie aktiv

Kampfsport gemacht, jetzt trainiert sie eher die eleganten Choreografien des Bühnenkampfs wie etwa Fechten. Beides ist in österreichischen Theater- und Filmproduktionen jedoch wenig gefragt: „Der unbewaffnete Kampf, den ich dort mache, ist sehr neutral. Normalsterblichengerangel. Ohne irgendeine Ausbildung, einfach drauflos, das wird hier am ehesten gebraucht.“ Damit stehen die westlichen Bühnen und Filme mit ihrem „dreckigen“, unpräzisen Kämpfen in starkem Gegensatz zu Asien, wo es häufig auf die Kunst des Kämpfens ankommt, erklärt Dworak.

KONZENTRATION STATT KICK. Ein Leben voller Höhenstürze und Fechteinlagen – klingt aufregender als es ist, meint die 31-Jährige. „Als Profi kann man es gar nicht wegen des Kicks machen. Die Chance, dann eine Verletzung davonzutragen, ist viel zu groß.“ Stattdessen muss man vorher genau abwägen, wie groß das Risiko ist und wie man es minimieren kann. Es geht um Kontrolle und Kalkulation. „Es ist eher so, dass man sich auch einmal trauen muss, einfach nein zu sagen,“ so Dworak. Denn der Körper ist das Werkzeug der Stuntfrau. Verletzt sie sich, bedeutet das Arbeitspause.

Als Frau in einer Männerdomäne hat Dworak keine Probleme: „Ich glaube schon, dass einem als Frau skeptischer gegenübergetreten wird. Man muss sich mehr beweisen. Aber sobald man das geschafft hat, ist es überhaupt kein Problem mehr.“ Trotzdem wurde ihr Auto, auf dem eine Werbung für ihr Stuntgeschäft angebracht ist, automatisch ihrem männlichen Begleiter zugeordnet. „Ich denke, es kommt auf den Typ an, nicht aufs Geschlecht.“ Manchen würde dieser Beruf eben liegen, anderen nicht. Genauso müssten sich Automechanikerinnen beweisen, und dass, „obwohl es genauso viele Männer mit zwei linken Händen gibt“.

Ewig wird Dworak den Beruf als Stuntfrau nicht ausüben können. „Körperlich ist man sicher irgendwann zu alt dafür“, sagt sie. Dann muss sie ihre Schwerpunkte verlagern – weg von heftigen Stürzen, hin zu Choreografien oder Präzisionsfahrten mit dem Auto. Hier zählt die Erfahrung.

Die Autorin Barbara Wakolbinger studiert Journalismus und Medienmanagement an der Fachhochschule Wien.

Die Stuntfrau Cornelia Dworak führt ein Leben voller Höhenstürze und Fechteinlagen.



Foto: Georg Nikisch

FEUILLETON

Die digitale Bildungsrevolution

Um die 250 Jahre würde Sebastian Thrun, Informatik-Professor in Stanford, benötigen, um ohne Internet 160.000 Studierende in die Grundzüge der Artificial Intelligence einzuführen. Letztes Jahr schaffte er das in knapp acht Wochen, indem er seinen Kurs online und kostenlos Studierenden aus über 190 Ländern zur Verfügung stellte. Die Lehre weltweit führender Universitäten war bisher nur einer kleinen Zahl von Privilegierten zugänglich, deren eingeschränkte Konstitution durch eine Barriere-Melange aus sozialer Selektion, geographischer Distanz und der Notwendigkeit hingebungsvoller Leistungsbereitschaft gesichert schien. Die ungebrochene Dominanz hochselektiver US-amerikanischer Hochschulen im Bildungssektor war BefürworterInnen freier Bildung ein Dorn im Auge. Seit kurzem erregt jedoch die Errichtung digitaler Campusse wie *Coursera* (unter anderem Stanford und Princeton) und *edX* (Harvard und MIT) für Aufsehen. Dort können komplette Lehrveranstaltungen im Internet besucht werden. Sieht man vom digital divide – dem ungleichen Zugang zum Internet – ab, fallen so durch wenige Klicks Ausschließbarkeit und Rivalität als Charakteristikum dessen, was bisher als Elitenbildung bezeichnet wurde, weg. Übrig bleibt ein öffentliches Gut. Das passiert paradoxerweise in einer Zeit, in der die Kommodifizierung, also der Prozess des Zur-Ware-Werdens, von Bildung im Kreuzfeuer weltweiter Kritik steht.

Diese Entwicklung birgt eine mächtige entwicklungs- und sozialpolitische Chance: Die amerikanische Academia erfreut sich etwa größter Beliebtheit im globalen Süden. Eine Kombination aus über 3000 Schulvideos der nicht-profitorientierten *Khan Academy* und der Initiative *One Laptop per Child* könnte der bildungspolitischen Peripherie den Kampf ansagen. Andererseits kann aber das steigende Angebot qualitativ hochwertiger Online-Kurse die Reproduktion von Machtverhältnissen als Funktion bestehender elitärer Bildungsinstitutionen nicht ersetzen: Bei der digitalen Bildungsglobalisierung sind das Knüpfen von Netzwerken und das Profitieren vom Ruf der Uni ebenso eingeschränkt wie der kritische Diskurs. Die Zugänglichkeit solcher Kurse ist also kein Substitut für dezentrale, qualitativ hochwertige Bildung und könnte die Hegemonie einiger weniger Denkschulen ausweiten. Jedenfalls erweitert sie aber die Perspektiven und den Wissensdurst jener, die bisher davon ausgeschlossen waren.

Christof Brandtner



Fotos: datadealer.net

Daten als Waren

Das Geschäft mit persönlichen Daten ist intransparent. Vier Wiener ProgrammiererInnen machen mit einem Online-Game darauf aufmerksam und bieten Aufklärung. progress hat das Spiel für euch getestet.

Für einen *Data Dealer* gibt es vielfältige Wege, um an haufenweise Daten heranzukommen: Online-Psychotests, PartnerInnenbörsen, Gewinnspiele, KundInnenkarten, soziale Netzwerke und vieles mehr bieten Informationen über Personen, die für den *Data Dealer* von Interesse sind. Vielleicht lässt sich ein *Data Dealer* aber auch auf lukrative Geschäfte mit einem gewissen Dr. Ernst Krasser ein, der neben viel Geld auch über die wichtigen Kontakte zur Politik verfügt, oder ködert die Krankenschwester Elfriede mit Geld und bekommt dafür Krankenhausakten. Ziel von *Data Dealern* ist jedenfalls, ihr Datenimperium rasant wachsen zu lassen, denn dies verspricht viel Geld: Die Daten werden etwa an Versicherungen, Mobilfunkunternehmen und Personalabteilungen verkauft. Zu den gesammelten Daten zählen unter anderem Telefonnummern, Informationen über die sexuelle Orientierung, Körpergewicht, politische Einstellung. Das Recht auf Privatsphäre der Einzelnen spielt beim Datensammeln keine Rolle und ist den KundInnen selbst offensichtlich nicht sonderlich wichtig – verhalten sind die meisten bei der Angabe von persönlichen Informationen nicht. Um immer mehr Daten zu erhalten, ist es ratsam, die Service-Angebote regelmäßig auszubauen: Werbung und Personal sollten immer wieder weiterentwickelt werden, damit das jeweilige Service für die KundInnen interessant bleibt. Beim Datenangeln sollte auf jeden Fall möglichst wenig Aufmerksamkeit erregt werden, denn sonst kann es passieren, dass JournalistInnen und BürgerInnen-initiativen von den dubiosen Geschäften Wind kriegen und dagegen protestieren. Aber auch das lässt sich durch eine wirksame Image-Kampagne wieder korrigieren.

DIE SPIELEMACHERINNEN. Die soeben geschilderten Szenarien stammen aus dem Browser-Game *Data Dealer* und orientieren sich an Beispielen aus der Realität. Es handelt sich um das erste Online-Game, das das Thema Datenschutz aufgreift, und stammt von einem Team von SpieleentwicklerInnen aus dem Umfeld der renommierten Netzwerk-Plattform *public netbase*. Die MacherInnen von *Data Dealer*, Wolfie Christl, Ivan Averintsev, Pascale Osterwalder und

Ralf Traunsteiner, beschäftigen sich schon seit vielen Jahren mit Fragen des Datenschutzes. So stecken hinter dem Spiel jahrelange Recherchen, an denen ein großes Team mit Mitgliedern aus diversen Altersgruppen beteiligt war. Da das Thema Datenschutz in den letzten Jahren immer virulenter geworden ist, viele Menschen aber immer unzugänglicher für das Thema zu sein scheinen, kam die Idee auf, ein Spiel zu programmieren, das darüber aufklären soll, was mit den eigenen Daten passiert und wo diese entnommen werden. „In der Euphorie über neue Technologien wie etwa GPS-Handyortung oder Gesichtserkennung geben viele ihre Daten gratis her, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken“, so der Programmierer Wolfie Christl über das fehlende Bewusstsein. Wenn die Daten einmal im Umlauf sind, sind sie jedoch schwer wieder „zurückzuholen“.

UNAUTORITÄRE AUFKLÄRUNG. Als ein pädagogisches Spiel soll *Data Dealer* dennoch nicht verstanden werden. Es soll im Gegensatz zu den meisten Schulkampagnen zum Thema „Internet-Security“ niemanden belehren. Die Reaktionen auf das Spiel fielen wohl nicht zuletzt deshalb sehr positiv aus – besonders bei jungen Menschen kam die im März veröffentlichte Demoversion sehr gut an. Und aufgrund des starken Medienechos lässt sich vermuten, dass die MacherInnen von *Data Dealer* mit ihrer Idee einen Nerv getroffen haben. *Data Dealer* wird zukünftig auf Facebook im Stile von *Farmville*, *City Ville* oder *Mafia Wars* zu spielen sein. Das stößt nicht selten auf Unverständnis: „Dass wir gerade auf Facebook unterwegs sind, wurde natürlich schon öfter kritisiert, nachdem das auf den ersten Blick paradox wirkt“, erzählt Christl. Dem Konzept des *Cultural Jamming* folgend, bei dem es darum geht, Mainstream-Werbetechnologien subversiv umzukehren und umzudeuten, ergebe das aber Sinn.

PUNKTE UND PROFILE. Dem Spielkonzept von *Data Dealer* liegt die reale Idee des Scorings zugrunde. Dabei handelt es sich um eine Bewertung von Individuen: Mit statistischen Methoden werden Daten korreliert und jede Person erhält so einen Score, der

etwas über ihre „Zuverlässigkeit“ aussagen soll. Über diesen Prozess hat man aber kaum Kontrolle, weil diese Vorgänge intransparent sind. So werden Profile erstellt, die gewisse Informationen über Individuen und deren Punktestand enthalten. Ähnliche Vorgangsweisen sind von Versicherungen oder von der Bonitätsprüfung der Banken bekannt. Laut Christl lässt sich das Scoring-Prinzip weiterspinnen und ausbauen. Gigantische Datenmengen könnten in naher Zukunft für verschiedene Interessen miteinander verknüpft werden. Konsequenz daraus könnte sein, dass bestimmte Personen bei gewissen Portalen nicht mehr einkaufen können, keine Job- oder Mietverträge mehr bekommen. Bekannt ist zum Beispiel bereits jetzt, dass KundInnen bei manchen Hotlines gerankt werden und je nach individuellem Punktestand schneller betreut werden. „Das ist aber sehr schwer zu vermitteln, denn diese Dimension scheint noch den wenigsten Menschen bewusst zu sein“, meint Christl dazu.

DURCHBRUCH GEPLANT. Der Endversion von *Data Dealer* stehen noch einige Erweiterungen bevor. Die Verbesserungsvorschläge der zahlreichen SpielerInnen der Demoversion sollen dabei berücksichtigt werden. In Zukunft wird es etwa noch mehr Varianten von Daten-KäuferInnen geben – derzeit gibt es im Spiel drei KundInnen, denen man die Personendaten verkaufen kann. Das Spiel soll zukünftig wie ein Live-Ticker funktionieren: Gibt es etwa eine neue privacy policy auf Facebook, soll diese gleich ins Spiel eingebaut und integriert werden können. Die Vollversion von *Data Dealer* soll im nächsten Jahr erscheinen, ein fixes Datum steht aber noch nicht fest. Die monetären und personellen Ressourcen sind knapp und nach einer möglichen Finanzierung wird Ausschau gehalten. Hören wird man von dem vielversprechenden Spiel sicherlich noch – am internationalen Durchbruch wird bereits gearbeitet.

Simone Grössing studiert Politik- und Kulturwissenschaften an der Uni Wien.

Bloß keine Rückschritte!

Über Electro und Rap, Exotinnen, Quings und Regenbogenfahnen. Kati Hellwagner und Jakob Falkinger trafen im Rahmen der progress-Relaunch-Party die beiden Musiker_innen Sookee und Ira Atari zu einem Gespräch.



Foto: Sebastian Schublach

Sookee und Ira Atari sind sich einig: Musik hat auch eine politische Aussage.

progress: Kennt ihr zwei euch? Und wenn ja, wie würdet ihr euch gegenseitig beschreiben?

Sookee: Ja, wir haben schon gemeinsam gespielt und Iras Label, *Audiolith*, ist ein cooles politisches Label, das mit meinem freundschaftlich verbunden ist. Iras Musik ist auf jeden Fall sehr tanzbar. Ich mag das, wenn's nicht ganz elektronisch ist, sondern auch Pop-Elemente drin sind. Außerdem ist sie ja eine der wenigen Frauen auf *Audiolith*.

Ira: Die einzige! Ich finde Sookees Songs super. Ihre Texte sind relevant und nicht platt. Ich sehe sie auch als Pionierin des „Frauen-Hiphops“, den es in Deutschland ja nicht wirklich gibt.

Wie wichtig ist für euch als Musiker_innen der politische Kontext und wie seht ihr die Situation von Frauen als Musikschaffende?

Ira: Es ist großartig, dass ich als Musikerin die Möglichkeit habe, mich für politische Aktionen einzusetzen und meine Fans zu mobilisieren. Und warum gibt es so wenige Frauen? Das weiß ich leider auch nicht. Es ist kein bequemes Geschäft und es dauert lange, bis man sich etwas aufgebaut hat. Die Tatsache, dass das Musikgeschäft ein Männergeschäft ist, macht es für eine Frau nicht einfacher. Ich habe

mittlerweile ein dickes Fell bekommen. Das hat lange gedauert und ich habe viel durchmachen müssen. Jetzt arbeite ich endlich mit Leuten zusammen, die ich wirklich schätze und die mir ein gutes Gefühl geben. Das alles brauchte Zeit.

Sookee: Also grundsätzlich gibt es keinen unpolitischen Rap. Jede Aussage, die du veröffentlichst, hat irgendeine gesellschaftliche Relevanz. Und ich versuche, so etwas aufzudecken. Zu Frauen und Musik: Im HipHop heißt es oft, dass so wenige Frauen sichtbar sind, weil sie nicht so gut sind. Wenn man aber die fünf Frauen, die es gibt, auf die 500 Jungs aufrechnet, dann sind die Frauen rein statistisch einfach nicht so geil wie die Top-Fünf der 500 Jungs. Das liegt aber auch daran, dass sie – weil sie angeblich nicht so gut sind – nicht oft eingeladen werden. Das ist ein Teufelskreis.

Ist das im Elektro-Bereich auch so?

Ira: Ich habe zwar immer eine Chance bekommen, aber die sagen „interessant, 'ne Frau“, als wäre das etwas Exotisches. Ich glaube aber, irgendwann haben die Leute genug davon, immer nur Männer auf der Bühne zu sehen.

Sookee: Das Problem ist, dass es nicht immer Spaß macht, als Exotin auf

der Bühne zu stehen, weil du anders beurteilt wirst. Wenn du gut aussiehst, wird das kommentiert, wenn du nicht gut aussiehst auch. Dein Geschlecht, dein Äußeres steht immer im Vordergrund und Skills werden nicht gesehen. „Nicht schlecht für eine Frau“ ist zwar meistens nicht böse gemeint, klingt aber wie „Scheiße“.

Sookee, kannst du uns etwas über dein Konzept *Quing* erzählen?

Sookee: *Quing* ist daraus entstanden, dass es im HipHop kein Rollen- oder Imageangebot für mich gab, weil die meisten weiblichen Rollen sich in einem stark ausdifferenzierten, männlichen Referenzrahmen bewegen, in den ich nicht rein wollte. Daher habe ich aus den beiden HipHop-Traditionsbegriffen Queen und King eine Mischform gebastelt – *Quing*. Mir geht es darum, positiv zu irritieren und HipHop als Genre zu politisieren. Letztlich geht es bei *Quing* darum, dass du, egal wo du herkommst, wie du aussiehst, welche Bildung du hast, wen du begehrt oder wie du dich geschlechtlich identifizierst, mitmachen kannst. Ich will Türen öffnen zu einem kleinen Räumchen hinter dem Mainstream, wo du dich wohlfühlen kannst.

Ira, kannst du mit diesem Konzept etwas anfangen? In deinem Song „*Miss Progression*“ geht es ja auch um Empowerment und Stärke. Schlägt das in eine ähnliche Kerbe?

Ira: Ja, schon. Weiterentwicklung ist für mich sehr wichtig, auch wegen meiner Charaktereigenschaft, mich sehr schnell zu langweilen. Ich möchte keine Rückschritte machen! Bei „*Miss Progression*“ stelle ich mir eine Fee vor, die zu allen Menschen kommt, die gerade stagnieren und Goldstaub über sie streut: „*She's keeping you active.*“

Am gleichen Tag wie euer Konzert für progress war der Internationale Tag gegen Homo- und Transphobie. Habt ihr bei euch zuhause eine Regenbogenfahne rausgehängt?

Sookee: Aus queerer Perspektive ist die Regenbogenfahne nicht das Ende der Weisheit, weil sie sich stark auf eine schwul-lesbische Bewegung bezieht, die tendenziell ein bisschen bürgerlich ist. Queere Theorie und Praxis geht darüber hinaus und kann mehr. Aber es ist ein Symbol, das die Leute kennen, und daher ist es mir wichtig, es zu zeigen, zu verwenden und darauf zu verweisen: Ja, ein wichtiger Tag heute.

Ira: Ich fühle mich sehr wohl in der Szene, weil ich es mag, wenn die konventionellen Geschlechterrollen aufgelöst sind. Und ich weiß, wenn mich ein Mann ankuckt, denkt der sich nicht „Ausziehen!“ oder sowas. Aber sag mal Sookee, ist es für dich komisch, dass ich nicht gay bin und mich trotzdem in der Szene wohlfühle und gerne bewege?

Sookee: Das ist voll okay. Komisch ist es nur, wenn queere Räume von Heten vereinnahmt werden. Barack Obama hat gerade ein wichtiges Statement gesetzt und der ist auch nicht schwul. Ich finde es fein, wenn Leute Räume, Partys und Politik teilen, auch wenn es nicht ihre eigene ist.

Ira: Ich würde aber schon sagen, dass es auch meine Politik ist. Es passiert soviel in dieser Szene, was einfach gut ist und unterstützt werden muss.



Surfen auf der Straße

Die Longboard Girls Crew (LGC) Vienna ist ein loses Team von Longboarderinnen, die sich regelmäßig in Wien, und manchmal auch andernorts in Österreich, treffen, um gemeinsam zu fahren, sich auszutauschen und zu unterstützen.

Sie alle teilen die Leidenschaft am Snowboarden und Surfen und wollen ein ähnliches Freiheitsgefühl auf der Straße erreichen. Bei den Treffen, die meist auf der Donauinsel in Wien stattfinden, kommen im Durchschnitt zehn bis 15 Mädchen und junge Frauen zusammen.

Du möchtest im Sommer mal Longboarden ausprobieren? Dann komm zu einem Treffen der LGC oder lass dir hier von Sonja, Ramona, Ama und Luisa Tipps & Tricks geben!

DAS BOARD. Kurze Boards sind eher zum Cruisen, während lange Boards besser fürs Dancen und Downhillfahren geeignet sind. Es gilt aber:

Fahre jenes Board, das dir am meisten Spaß macht – irgendwelche Trends zu bedienen, sollte nicht im Vordergrund stehen. Beim ersten Kauf wird oft der Fehler gemacht, die Optik zu sehr in den Vordergrund zu stellen und dadurch zu einem unpassenden Board zu greifen. Der Flex (die Spannung) der Bretter ist zu beachten: Manche Boards sind eher für große und schwere Menschen entwickelt, daher für kleinere, leichtere Menschen ungeeignet.

Wenn du erst anfängst, komm am besten zu einem unserer Treffen und probiere unterschiedliche Boards aus. Wenn man sich im Internet eines bestellt, kann es leider schnell passieren, dass einer_m das Board anschließend

nicht gefällt. Man kriegt Boards ab 130 Euro, sie haben in der Regel eine längere Lebensdauer als Skateboards: Also länger als ein Jahr.

Für eher fortgeschrittene Fahrer_innen macht es Sinn, die Einzelteile selbst zusammenzubauen, da dadurch eine feinere Abstimmung des Materials erzielt werden kann.

Die Rollen werden beispielsweise anhand von drei Parametern bewertet: Form, Gummimischung und Härte, die je nach ihren Verhältnissen unterschiedlichen Fahrstilen zugute kommen. Breitere, weichere und scharfkantige Rollen haben zum Beispiel mehr Grip als schmale, harte und runde.

Auch unter den Achsen gibt es Unterschiede. Hier gilt: Je breiter die Achsen, desto ruhiger das Fahrverhalten, je schmaler, desto wendiger. Außerdem ist die Montageart wichtig: Die Drop-through-Montierweise steht für ein ruhigeres Fahrgefühl, was vor allem Anfänger_innen zugute kommt und ihnen erste Manöver, wie zum Beispiel das Fußbremsen, erleichtert.



SLIDE: Während des Slides blickt man in Fahrtrichtung (bergab), geht dabei leicht in die Knie und drückt mit der Ferse des hinteren Fußes das Board um 180 Grad nach vorne, sodass am Ende der Bewegung der vormals hintere Fuß vorne ist. Wird dieselbe Bewegung nur 90 Grad gemacht, ist das ein Bremsmanöver. Wichtig ist, dass vor dem Slide ein sogenannter Set-up-Carve gemacht wird. Dieser Carve besteht in einer vorbereitenden Kurve, zum Beispiel einer Linkskurve, die in eine Rechtskurve mündet, aus der heraus der „Stand-up-180-Slide“ gemacht wird. Das wird deswegen empfohlen, weil aus dem Set-up-Carve eine besondere Hebelwirkung entsteht, die den Slide erleichtert. Zu beachten ist, dass vor dem Slide in die Knie gegangen wird und während des Slides das Gewicht zentral über dem Board bleibt. Wenn zuviel Gewicht nach hinten verlagert wird, rutscht das Board nach vorne weg und wenn zuviel Gewicht auf der Vorderkante des Boards ist, dann fangen die talseitigen Rollen an zu blockieren und im schlimmsten Fall droht ein Sturz nach vorne. Wichtig sind Helm, Knieschützer und Slide-Pads. Letztere werden zum Abstützen während Slides verwendet.



DANCEN: Cross-Step – Dabei werden, wie der Name schon sagt, die beiden Beine überkreuzt. Man fängt ihn an, indem man den vorderen ein wenig zurücknimmt, den hinteren Fuß nach vorne gibt, wobei sich beide Beine überkreuzen, dann den vorderen Fuß wieder nach vorne und den hinteren wieder in die Ausgangsposition. Wichtig ist bei diesem Trick das Carven, welches die Balance während des Cross-Step erleichtern soll, sodass in einer Kurve (je nach Ausgangsfußstellung Regular/Goofy) der Cross-Step durchgeführt wird.

Die AutorInnen Vanessa Gaigg und Jakob Falkinger studieren Philosophie und Romanistik an der Uni Wien.

Sodom und Andorra

Seit 1989 gibt es im österreichischen Lehrplan für den Deutschunterricht keine Leselisten mehr. Allerdings sieht er weiterhin vor, für die verschiedenen Epochen der Literaturgeschichte repräsentative Werke zu behandeln. Gerade, wenn es um Antisemitismus und Nationalsozialismus geht, wird jedoch auch ohne Liste immer wieder zu den gleichen Werken gegriffen. Und so arbeitet sich jede Klasse aufs Neue durch das *Tagebuch der Anne Frank*, *Andorra* und Auszüge aus der *Blechtrommel*. Hin und wieder werden vielleicht auch Thomas Bernhards *Heldenplatz* oder Passagen aus Karl Kraus' *Die letzten Tage der Menschheit* berücksichtigt. Dabei werden diese Werke – das kann aus eigener Erfahrung und den Berichten anderer mit einiger Gewissheit gesagt werden – meist nicht problematisiert, sondern als die Wahrheit über die Zeit, den Antisemitismus und die Menschen im Allgemeinen präsentiert.

PROBLEME. Zu problematisieren gäbe es an manchen der genannten Schriften aber durchaus einiges. Max Frischs *Andorra* wurde etwa von dem Kabarettisten Georg Kreisler als „schwach auf der Brust und latent antisemitisch“ angesehen. Ein Urteil, das Kreisler nicht nur so nebenher gegen einen von ihm Ungeliebten losließ. Zusammen mit KünstlerInnen wie Topsy Küppers und Kurt Sowinetz vertonte er sogar eine Parodie, die den plakativen Titel *Sodom und Andorra* trägt.

Frisch versucht in seinem Stück die Funktionsweise von Antisemitismus aufzuzeigen. Die recht durchsichtige These lautet, dass es das antisemitische

Was in Schulen gelesen wird und wo dabei das Problem liegt. Ein Kommentar von Simon Sailer.

Vorurteil sei, welches die Juden zu Juden mache. In dem Stück gilt der junge Andri in seinem Dorf im erfundenen Land Andorra als Jude und nimmt aufgrund der Behandlung durch die Bevölkerung schließlich jene Eigenschaften an, die nach Frisch das antisemitische Stereotyp charakterisieren. Der Tischler will die Meisterschaft seiner Arbeit nicht anerkennen und zwingt ihn in den Verkauf, der Pfarrer dagegen will eine besondere Gabe bemerkt haben und empfiehlt ihm, in die Wissenschaft zu gehen. Der derart gegängelte Andri wird schließlich nervös, unruhig, wittert überall Antisemitismus und zieht sich schließlich auf die Position zurück, sich nur noch um Geld kümmern zu wollen.

Der wohl gut gemeinte Versuch, die Wirkmächtigkeit von Vorurteilen zu demonstrieren, endet, genauer betrachtet, in einer Affirmation der antisemitischen Karikatur, die Andri schließlich darstellt. Fast als wäre Frisch der Ansicht, die Juden – bei ihm ist der archetypische Jude schließlich ein Mann – sind schon so, nur liege dies nicht in ihrem Wesen, sondern die antisemitische Gesellschaft habe sie selbst hervorgebracht. Da wundert es dann wenig, dass in seinem Stück keine Jüdinnen oder Juden in positiven Rollen vorkommen. Andri stellt sich schließlich als Andorraner heraus, positive jüdische Figuren würden das Bild

des Juden als manifestierte Projektion nur stören.

Würden solche Probleme im Unterricht behandelt werden, wäre an der Lektüre nichts auszusetzen. Aber in der Praxis werden diese Werke als Lehrstücke behandelt, fast als aus der Wirklichkeit genommene Beispiele. Was will uns der Autor sagen? Was lernen wir daraus?

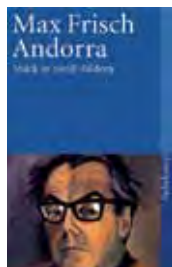
TEXTWAHL. Darüber hinaus ist bemerkenswert, welche Schriften nie oder nur sehr selten im Unterricht behandelt werden: so beispielsweise Bertolt Brechts *Furcht und Elend des Dritten Reichs*, ein Stück, das der Autor im Exil in den 1930er-Jahren verfasste. Oder Edgar Hilsenraths *Der Nazi und der Friseur*, das zunächst nur in der englischen Übersetzung erscheinen konnte, weil im Deutschland der 1960er niemand bereit war, diesen Roman zu veröffentlichen, der als *Anti-Blechtrommel* bezeichnet werden könnte. Hilsenrath schildert den Nationalsozialismus aus der ungeschönten Sicht eines Täters in seiner Kontinuität bis in die Gegenwart. Anders als bei den nivellierenden Formulierungen Grass' handelt es sich um eine wirkliche Groteske: eine, die real bleibt. Hilsenraths Darstellung spitzt die Brutalität aufs Äußerste zu und steigert sie ins Unmögliche, ohne dabei den Charakter der Realität einzubüßen. In Deutschland konnte dieses Buch

erst Ende der 1970er-Jahre erscheinen, obwohl es zuvor bereits in den USA große Erfolge erzielt hatte. Es ist kein Zufall, dass *Die Blechtrommel* als das Buch der Deutschen bezeichnet werden kann, während sich ein Autor wie Edgar Hilsenrath erst allmählich etablieren konnte. In Schulen wird er wohl niemals vergleichbar oft gelesen werden wie Grass.

KRITIK. Natürlich kann die Konsequenz daraus nicht darin bestehen, die Lektüre dieses oder jenes Werkes anzupfehlen. Es ist durchaus eine Errungenschaft, dass Lehrern und Lehrerinnen große Freiheit in der Auswahl der behandelten Texte zugestanden und dadurch eine Vielfalt der behandelten Werke begünstigt wird. Das Problem liegt allerdings in der unkritischen Behandlung der schließlich ausgewählten Texte. Literatur, die sich kritisch mit Nationalsozialismus und Antisemitismus befasst, müsste daraufhin untersucht werden, ob sie ihrem Anspruch gerecht wird, welche Vorstellungen von Antisemitismus, von Geschichte und Gesellschaft ihr zugrunde liegen und ob sie womöglich selbst antisemitische Topoi enthält oder Entlastungsangebote macht. Auch diese Aufgabe obliegt schließlich den Lehrenden. Ihre Erfüllung könnte aber von einem gesellschaftlichen Klima gestützt werden, in dem nicht alles, was kritisch daherkommt, zum nicht zu hinterfragenden Nonplusultra erklärt wird – je plakativer desto besser.

Der Autor Simon Sailer studiert Philosophie an der Uni Wien.

Viel beachtet und verdrängt



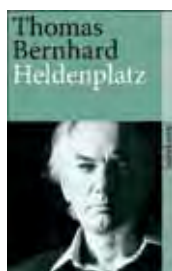
Max Frisch
Andorra
Suhrkamp 1975
5,50 Euro



Karl Kraus
Die letzten Tage der Menschheit
Suhrkamp 2005
8,00 Euro



Edgar Hilsenrath
Der Nazi und der Friseur
dtv 2006
9,90 Euro



Thomas Bernhard
Heldenplatz
Suhrkamp 1995
7,00 Euro



Bertolt Brecht
Furcht und Elend des Dritten Reichs
Suhrkamp 1970
7,00 Euro



Tipp der Redaktion:
Ruth Klüger
weiter leben
dtv 1994
7,90 Euro

KEIN ENDE DER GESCHICHTE



Oksana Sabuschko,
Planet Wermut, Essays, Droschl 2012

Die in Kiew lebende ukrainische Schriftstellerin Oksana Sabuschko setzt sich im Essayband *Planet Wermut* mit Geschichtsbewusstsein, Lars-von-Trier-Filmen, Fußball und Kolonialismus auseinander. Sabuschko geht von zwei Ereignissen in der ukrainischen Geschichte aus und spannt zwischen diesen einen roten Faden quer durch ihre vier Essays: Die von ihr „Holodomor“ genannte Hungersnot von 1933

beschreibt sie dabei als den Ausgangspunkt einer „Epoche, die endlos schien“, geprägt von der Politik des heilversprechenden realsozialistischen Regimes. Bis im Jahr 1986 das Unglück von Tschernobyl die ukrainische Gesellschaft grundlegend transformierte.

NACH VORNE BLICKEN? „Meine gestammelte, schwerfällig artikulierte kommunistisch-koloniale Vergangenheit atmet hinter mir (oder vor mir?) wie ein Müllhaufen zwischen stinkenden Pfützen“, schreibt Sabuschko. Anstatt aber die Nase zu rümpfen – und einen progressiven Blick Richtung Zukunft zu werfen – steckt sie ihre weit in die Geschichte hinein. Was sich dort findet, ist vor allem Verdrängtes: zum Beispiel die Frage nach der (individuellen) Mitschuld an den Verbrechen der Sowjetzeit. In der Ukraine gab es nie eine mit den Nürnberger Prozessen vergleichbare Auseinandersetzung mit der eigenen (nationalen) Vergangenheit. Soldaten und Kommissare, die DissidentInnen in den Gulag und in die Uranminen trieben, wo sie sich zu Tode schufteten, legten ihre Uniformen ab und schritten ungestört zur Tagesordnung in der neuen Gesellschaft über. Eine These Sabuschkos, die ein wenig sauer aufstößt, schmeckt sie doch nach einer platten Gleichsetzung Stalins mit Hitler, die sich auch an einigen anderen Stellen im Band findet.

POST-SOWJETISCHE ZUSTÄNDE. Die Form der korrumpierten sowjetischen Politik stellt Sabuschko als hegemoniales Kontinuum dar, das weit in die post-sowjetische Gesellschaft hineinreicht. Geschichtsbewusstsein, Film und Fußball sind Sujets, die vor allem geprägt sind durch die einstmals sowjetische, heute wohl westlich bestimmte „Kolonialkultur“. Im letzten Essay legt Sabuschko das Augenmerk auf die Genderaspekte dieser Kultur. Mit der Installation einer sowjetischen Ordnung sollten sich auch die Rollen neu verteilen. Der ukrainische Mann sei kein wirklicher Mann mehr gewesen angesichts des russischen Prototypen des hammerschwingenden und belesenen Muskelprotzes. Die ukrainische Frau hingegen war in ihrer Selbstverwirklichung verhindert und sollte die Ideale der Weiblichkeit – niedergeschrieben von sowjetischen Schriftstellern – erfüllen. Harte Zeiten waren das für Freigeister. Doch Sabuschko ruft uns in Erinnerung: Diese Zeiten dauern irgendwie auch heute noch an.

** Diese Bezeichnung ist wissenschaftlich äußerst umstritten, da sie sprachlich eine Hungersnot mit dem Vernichtungswahn der NS-Deutschen auf planmäßig-industrieller Basis gleichsetzt.*

Michael Poigner

Zweimal hingehört

**SANTIGOLD
MASTER OF MY MAKE BELIEVE**



Kati: Eine große Inszenierung ist *Santigolds* zweites Album, wie der Titel schon verrät. Und sie bezeichnet damit auch ihren Übergang vom vormaligen Underdog zum Major-Label-Artist. *Santigold* ist „God from the Machine“, die große himmlische Wendung im griechischen Drama, die alle Verstrickungen auflöst, das Publikum staunend zurücklässt und eigentlich doch nur trickst. Das macht in diesem Fall aber wenig aus, denn ein Album lang ist die Welt kein Drama, sondern ein Dorf, das sich auf *Santigolds* bunter Party trifft – da feiert Ska, Dub und Punk-Pop zu Bassgewummere, Rap und Percussions. Und das funktioniert, ohne dass einer kotzt. Im Gegenteil. Wow.

Und den Abgesang auf politischen Aktivismus, den ich da rausgehört habe („This Isn't our Parade“, „The Riot's Gone“), bild ich mir hoffentlich nur ein.

Eva: Auf ihrem zweiten Album sorgt die US-Amerikanerin zwar für keine großen Überraschungen, geht aber konsequent ihrem Style von sauber produziertem, dreckig klingendem Electro-Eklektizismus nach. Und das mit derart lässiger Verve, der den Ohren schmeichelt und Lust zum Mitsingen macht. Bei aller Selbstinszenierung als stolze, über alle erhabene Musikerin (man höre sich einfach „Look At These Hoes“ an), ist dies keine One-Woman-Show, im Gegenteil: Bereits die Eröffnungsnnummer „GO!“ ist eine Kollaboration mit Karen O von den *Yeah Yeah Yeahs*. Auch das Producing steht im Zeichen vielseitiger Zusammenarbeit, etwa mit Diplo, Switch, David Sitek (*TV On The Radio*), *Q-Tip*, *Buraka Som Sistema* uvm. Santi White spielt zwar mit politischen Slogans, wenn sie singt „We know now we want more, a life worth fighting for“, anders als die Lieblings-Vergleichskünstlerin M.I.A. hat sie jedoch keinen politischen Hintergrund. Es ist einfach Popmusik – und manchmal reicht das vollkommen.

**A.G.TRIO
ACTION**



Kati: Eigentlich ist es fast schon eine Grundsatzklärung, nach dem Verriss im grindigen *Vice*-Magazin das Debütalbum der Elektro-Boyband des KünstlerInnenkollektivs *Backlab* gut zu finden. In den Sets meines jungen DJ-Lebens haben die teils ironisch-trashigen Techno-House-Tracks von *A.G.Trio* jedenfalls einen festen Platz. Zuletzt ihr Remix von *Pola-Riots* „Brazza“, der leider nicht auf dem Album zu finden ist. Als Entschädigung dafür gibt es aber eine ganze Werkschau von Happy-Hardcore-Anleihen („Moldance“) über die eingängigen Floorfiller („Replay“) bis hin zu ruhigeren, flächigeren Stücken („Morning Glory“) und der grandiosen Emo-Elektronummer „Countably

Infinite“ mit Markus Zahradnicek von *Francis International Airport*.

Eva: Wie zeitgenössischer Electro-Sound klingt, weiß *Santigold*. Sound-Traditionalisten hingegen sind die drei Linzer von *A.G.Trio*. Ein bisschen ist die Zeit stehen geblieben, wenn man in den sehr braven Dance- und Electro-House von „Action“ hineinhört. Nun kann man aber mosern wie man will: Es funktioniert. Europaweite Bookings, FM4-Soundpark-Band des Jahres 2011, Publikumsliebbling, wo sie auch auftauchen. Vielleicht ist es genau das, was ihre Popularität ausmacht: Der Versuch, gar nicht erst mehr Einflüsse, mehr Inhalt, mehr Breaks, mehr Neues zu spielen, sondern ihren Fans etwas zu servieren, das tanzbar ist und dennoch eine unverkennbare Handschrift trägt. Neben zwölf Eigenproduktionen bietet das Werk vierzehn (!) Remixe bekannter Pop- und Electro-Acts wie etwa Parovoz, Ira Atari, *Egotronic*, *Just Bank*, *ULTRNX*, *Tits & Clits* uvm. Eine Investition, die sich lohnt, wenn man Disco-Electro-House gern daheim hört, ansonsten: Ab in den Club!

Kati Hellwagner und Eva Grigari studieren Soziologie und Germanistik an der Uni Wien.

Grafischer Postnazismus

Martin Graf ist Mitglied der rechtsextremen Burschenschaft *Olympia*. Zum Verhängnis wird ihm jedoch, dass er falsche Berufsbezeichnungen angab und eine alte Frau mutmaßlich über den Tisch zog. Was läuft an dieser politischen Debatte falsch? Und was hat das mit dem Fortleben Österreichs nationalsozialistischer Geschichte zu tun? Ein Kommentar von Stephan Grigat.



Foto: Oscar Goldberger / STOP THE BOMB

Österreich ist jenes Land, in dem es die Bevölkerung gemeinsam mit der Regierung geschafft hat, die ehemalige Gemeinschaft raubender und mordender VolksgenossInnen durch die Selbststilisierung zum Opfer gleichzeitig hinter sich zu lassen und in die postnazistische Demokratie zu integrieren. Das wirkt bis heute nach: Auch wenn der Opfermythos einiges von seiner gesamtgesellschaftlichen Wirksamkeit verloren hat, hängen ihm auch gegenwärtig noch knapp 40 Prozent der Bevölkerung an, und Antisemitismus gehört zu Österreich wie Walzer, Mozartkugeln und Skifahren.

Wenn aktuelle Umfragen* zeigen, dass über die Hälfte der ÖsterreicherInnen jegliche staatliche Unterstützung für jüdische Gemeinden rundweg ablehnt und 44 Prozent phantasieren, „die Juden“ würden die Geschäftswelt beherrschen, bleibt hierzulande jede öffentliche Debatte aus. Wenn 42 Prozent meinen, die Israelis würden sich gegenüber „den Palästinensern“ „genauso unmenschlich wie damals die Nazis gegenüber den Juden“ verhalten, 55 Prozent finden, „dass die Juden immer noch zu viel über den Holocaust reden“ und 43 Prozent Juden für die aktuelle Finanzkrise verantwortlich machen, sieht in Österreich niemand Handlungsbedarf. Und wenn Außenminister Michael Spindelegger den Außenminister des iranischen Regimes und Eröffnungssprecher der Teheraner Holocaustleugner-Konferenz Manoucher Mottaki hochoffiziell in Wien empfängt und gemeinsame Pressekonferenzen mit ihm abhält,

interessiert das in Österreich nur die immer gleiche kleine Schar von Aktivisten und Aktivistinnen, die nicht akzeptieren möchte, dass die Republik als einer der Nachfolgestaaten des Nationalsozialismus weiterhin einem antisemitischen Regime, das Israel erklärtermaßen vernichten will und zu dem die FPÖ schon lange hervorragende Beziehungen unterhält, eine Bühne bietet.

Insofern muss man sich auch nicht wundern, dass der dritte Nationalratspräsident Martin Graf keine Probleme bekommen hat, weil er Mitglied in der Burschenschaft *Olympia* ist, die Holocaust-Leugner wie David Irving und Nazi-Barden wie Jörg Hähnel und Michael Müller auf ihre Buden eingeladen hat, und die eine zentrale Rolle als Scharnier zwischen dem gerade noch legalen Rechtsradikalismus und dem offen neonazistischen Milieu spielt. Grafs öffentlich bekundete Wertschätzung für den Nazi und Südtirol-Terroristen Norbert Burger konnte ihm ebenso wenig etwas anhaben wie die Bezeichnung des IKG-Präsidenten Ariel Muzicant als „Ziehvater des antifaschistischen Linksterrorismus“ oder das Bekanntwerden der Nazi-Kontakte seiner Mitarbeiter.

Jetzt aber, wo er als Witwenröster und auf den eigenen Vorteil bedachter Geschäftemacher attackiert werden kann, der offensichtlich mit einer falschen Berufsbezeichnung für seine politischen Ämter kandidiert hat, bricht ein Sturm der Entrüstung los. Es ist die alte Leier des nationalistischen und demokratieidealistischen Antifaschismus: Graf bringe die

Nation im Ausland in Verruf und beschmutze die Würde des Parlaments. Warum aber sollte man sich dann groß über ihn aufregen? Ist es wirklich die Aufgabe des Antifaschismus, die Ehre Österreichs zu verteidigen? Wäre es nicht geradezu wünschenswert, wenn das Ansehen eines Landes, das als eine Art postnazistische Kleinfamilie, in der alle umso fester zusammenhalten, je mehr sie sich hassen, seit 60 Jahren die Resultate des Nationalsozialismus mal großkoalitionär, mal unter direkter Mitwirkung der FPÖ verwaltet, ein klein wenig leidet?

KOALITION MIT DER FPÖ. In einem Land, das der auch in Deutschland nur partiell wirksamen *reeducation* der Alliierten allein schon durch die Lüge von Österreich als erstem Opfer des Nationalsozialismus entging, gehören selbst Politiker wie Graf zum normalen Inventar der Nation, und er wurde dementsprechend mit einem Teil der sozialdemokratischen und den konservativen Stimmen in höchste Staatsämter gewählt. Dass sich nun auch Stimmen aus ÖVP und SPÖ gegen Graf erheben, hat bisher nichts daran geändert, dass es in beiden Parteien, vor allem aber in der ÖVP, weiterhin maßgebliche Politiker und Politikerinnen gibt, die eine Koalition mit der FPÖ nicht ausschließen wollen.

Sowohl die FPÖ als auch das BZÖ haben schon länger das Problem, dass sie sich vermehrt mit ähnlichen „Skandalen“ herumschlagen müssen, die sie früher

In einem Land, das der auch in Deutschland nur partiell wirksamen reeducation der Alliierten allein schon durch die Lüge von Österreich als erstem Opfer des Nationalsozialismus entging, gehören selbst Politiker wie Graf zum normalen Inventar der Nation.

den „Systemparteien“ angekreidet haben. Doch alle bisherigen Affären haben weder der FPÖ noch dem posthumen Ansehen Jörg Haider nachhaltig geschadet. In den Augen ihrer WählerInnenschaft stellte und stellt es offenbar keinen Widerspruch dar, als Partei der „Ehrlichen und Anständigen“ aufzutreten und gleichzeitig ein alternatives Modell der Abzocke zur sozialdemokratischen und konservativen

Klientelpolitik zu praktizieren. Was bei Vertretern und Vertreterinnen der „Systemparteien“ als Ausweis ihrer gemeinschaftsschädigenden Gesinnung galt und gilt, erschien bei Haider und erscheint bei Heinz-Christian Strache und seinen Kompagnons als Beleg dafür, was für Klasse Burschen sie doch seien.

Allerdings besteht stets die Möglichkeit, selbst ins Visier jenes Volkszorns zu geraten, den insbesondere Haider zu Lebzeiten durch das Lostreten immer neuer Kampagnen so virtuos bedienen konnte. Andreas Mölzer fordert als langjähriger Chefideologe des äußersten rechten Flügels der FPÖ eine Generalabrechnung mit Haider, dessen „politische Irrwege“ korrigiert werden müssten. Er konstatiert, die FPÖ habe sich in der Koalition mit der ÖVP „politisch-ideologisch verkauft“. Gegen die „unideologische“ Buberlpartei bringt er das „historisch gewachsene national-freiheitliche Lager“ in Stellung, und gegen das verlotterte „System Haider“ macht er die „freiheitliche Gesinnungsgemeinschaft“ stark, die in der heutigen FPÖ unter Strache wieder das Sagen habe. Nun aber gerät einer der prominentesten Vertreter eben dieser „Gesinnungsgemeinschaft“ selbst ins Visier und es bleibt abzuwarten, wie lange ihm der ideologische Kern der FPÖ einerseits und die vermeintlich „unideologischen Pragmatiker“ um Parteichef Strache und Generalsekretär Kickl andererseits die Stange halten werden.

ÖSTERREICHISCHER ANTIFASCHISMUS.

Das Elend eines Antifaschismus, der nichts über die Grundlagen dieses Landes wissen möchte, zeigt sich schon daran, dass die Kritiker und Kritikerinnen von Graf erst die Möglichkeit brauchten, ihn als egoistischen Gemeinschaftsschädling attackieren zu können, bevor sie sich aus der Deckung wagten. Solange es aber keine breite gesellschaftliche Diskussion über die

Solange es keine breite gesellschaftliche Diskussion über die von Graf vertretenen Inhalte gibt, wird es auch nicht möglich sein, die grauenhafte Normalität des postnazistischen Österreichs zum Gegenstand der Kritik zu machen.

keineswegs nur von Graf vertretenen Inhalte gibt, wird es auch nicht möglich sein, die grauenhafte Normalität des postnazistischen Österreichs zum Gegenstand der Kritik zu machen. Wäre das der Fall, hätte es vielleicht auch schon einmal eine Kundgebung gegen Erwin Lanc gegeben, als er 1984 als erster westlicher

Außenminister die Isolation Khomeinis durchbrach und in den Iran reiste, oder es hätte irgendjemand zumindest protestiert, als der im Bundesparteivorstand sitzende ehemalige ÖVP-Verteidigungsminister Werner Fasslabend, der heute Präsident der in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommenen Österreichisch-Iranischen Gesellschaft ist, Mitte Juni dem Holocaustleugner-Regime in Teheran seine Aufwartung machte und lobende Worte für den iranischen Außenminister fand.

Der Autor Stephan Grigat ist Lehrbeauftragter an der Universität Wien, wissenschaftlicher Berater des Bündnisses www.stopthebomb.net und Mitherausgeber von „Iran im Weltsystem. Bündnisse des Regimes und Perspektiven der Freiheitsbewegung“ (Studienverlag 2010). Erst kürzlich erschien der von ihm herausgegebene Sammelband „Postnazismus revisited. Das Nachleben des Nationalsozialismus im 21. Jahrhundert“ (ça ira 2012).

Das Binnen-I wurde von der Redaktion nachträglich hinzugefügt.

** Maximilian Gottschlich, Die große Abneigung. Wie antisemitisch ist Österreich? Kritische Befunde zu einer sozialen Krankheit. Czernin Verlag, Wien 2012*

THEATER
an der Wien
DAS NEUE OPERNHAUS

THEATER
an der Wien
DAS NEUE OPERNHAUS

IN DER **KAMMER OPER**

Student/innen Karten

Direkt an der Abendkasse kurz vor Vorstellungsbeginn im Theater an der Wien sowie in der Kammeroper erhältlich!
Oper: € 15,- | Konzert: € 10,-

GEBT
EUCH
OPERN



FÖRDERTOPF FÜR FEMINISTISCHE/QUEERE FORSCHUNG

Mit dem Fördertopf für **feministische/queere Forschung** unterstützt die ÖH Bundesvertretung NachwuchswissenschaftlerInnen, die sich mit diesen Themen auseinandersetzen. Studierende aller Hochschulen können um eine Förderung ansuchen, wenn sie **feministische/queere wissenschaftliche Arbeiten** verfassen oder **feministische/queere wissenschaftliche Projekte** durchführen.